Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

Friedrich Nicolai

Leben und Meinungen des Herrn Magisters Sebaldus Nothanker : Nebst zuverlässiger Nachricht von einigen nahen Verwandten desselben

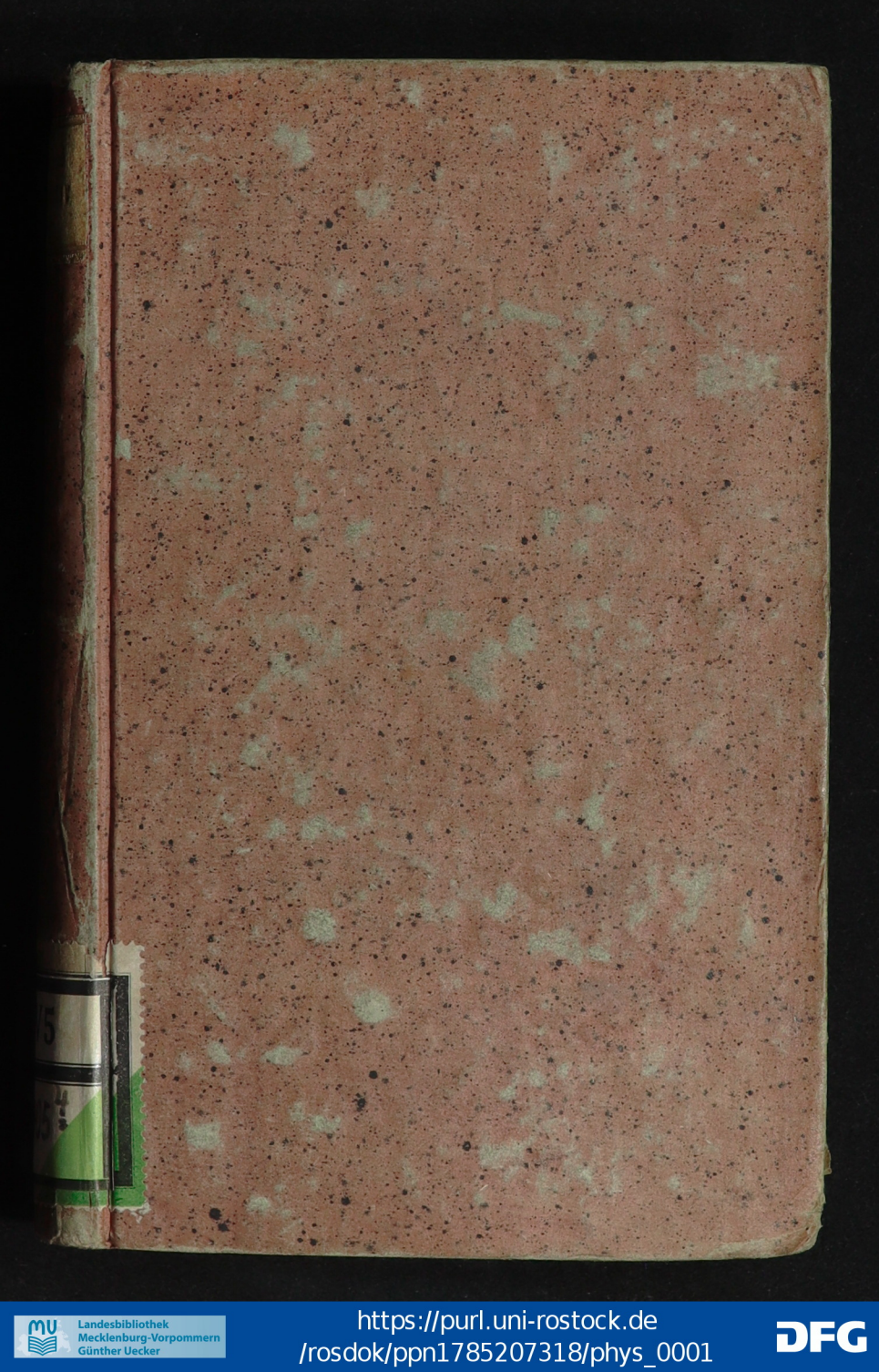
Zweyter Band

Vierte verbesserte Auflage, Berlin und Stettin: bey Friedrich Nicolai, 1799

https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1785207318

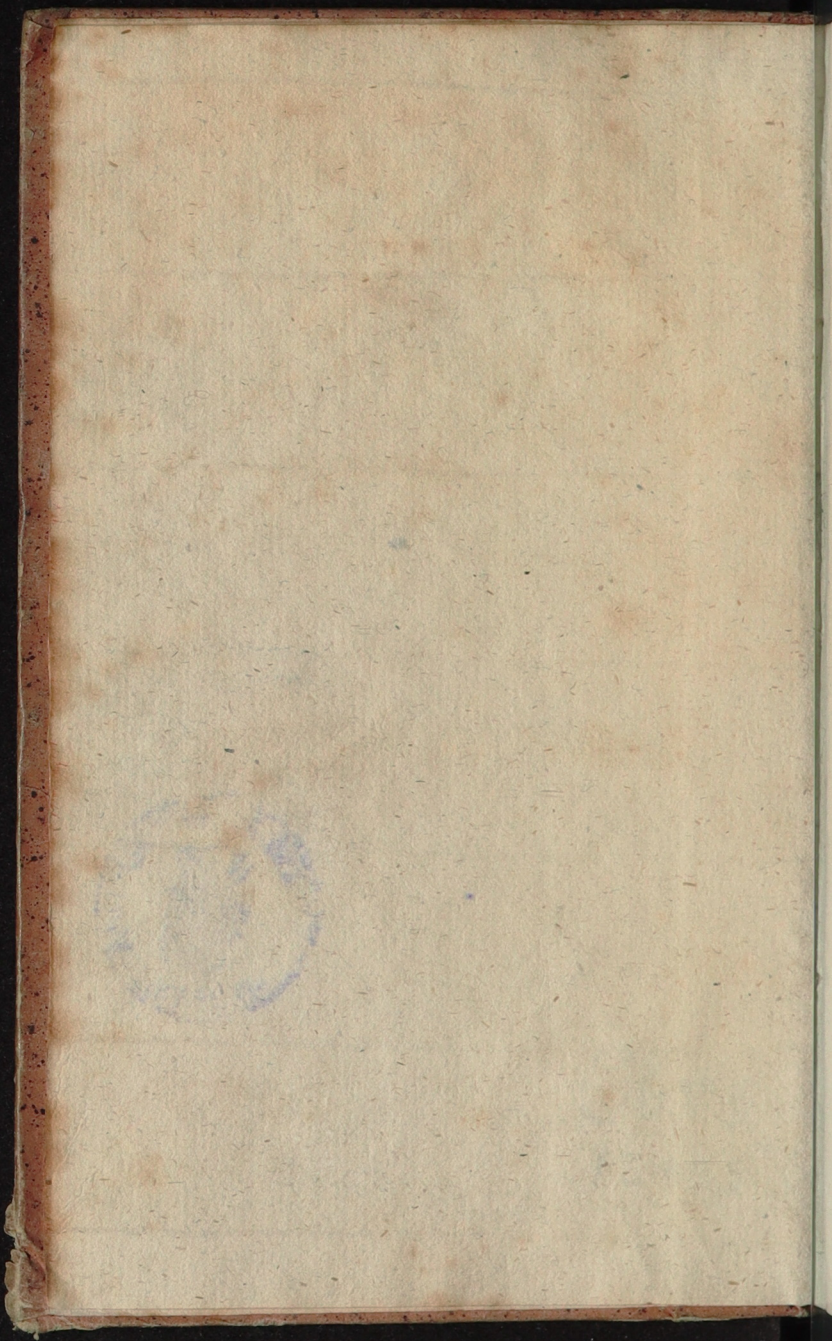
Band (Druck) Freier Zugang




Landesbibliothek
Mecklenburg-Vorpommern
Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1785207318/phys_0001
DFG

Obv5
13405 4

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1785207318/phys_0002
DFG



Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1785207318/phys_0004
DFG

Leben und Meinungen

des Herrn Magisters

Sebaldus Nothanker.

Nebst zuverlässiger Nachricht von einigen nahen Verwandten desselben.

Zweyter Band.

GYMNASIUM FRIDERICIANUM IN SCHWERIN

Vierte verbesserte Auflage.

Mit Königl. Preuß. Kurfürstl. Brandenb. allergnädigster Freyheit.

Berlin und Stettin
bey Friedrich Nicolai.
1799.

Landesbibliothek
Mecklenburg-Vorpommern
Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1785207318/phys_0006
DFG

Leben und Meinungen
des
Herrn Magister
Sebaldus Nothanker.

Zweyter Band.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1785207318/phys_0007
DFG

Erstes Buch.

Erster Abschnitt.

Sebaldus wanderte auf der von ungefähr gefundenen Landstraße, ohne zu wissen wohin. Er war schon ein paar Meilen einsam fortgegangen, als er von weitem einen Fußgänger erblickte, den er einzuholen suchte. Er verdoppelte seine Schritte, und sah nun einen Mann, gekleidet in einen grauen Rock von feinem Tuche, eine runde ungepuderte Perucke auf dem Kopfe, einen kleinen Bündel an einem Stabe auf der Schulter tragend, der mit heller Stimme das Lied: Wachet auf, ruft uns die Stimme, sang. Sebaldus, ein Freund des Singens geistlicher Lieder, zumal gewisser enthusiastischer Melodieen, gesellte sich zu dem Manne, und sum-

mete halblaut eine extemporirte Baßpartie zu dem Liede.

Nach dessen Endigung, grüßten sich die beiden Wanderer, und Sebaldus fragte den Fremden: »Wohin der Weg führe auf dem »sie gingen?«

»Nach Wustermark,« sagte der Fremde, »wo ich Nachtlager zu halten, und den an»dern Morgen nach Berlin zu gehen gesonnen bin.«

Sebaldus freute sich, daß er auf dem rechten Wege war; denn ob er gleich, nach dem Verluste seiner Empfehlungsbriefe, nicht wußte was er in Berlin machen sollte, so wußte er doch eben so wenig, was er an irgend einem andern Orte in der Welt hätte machen sollen.

Er bat also den Fremden um Erlaubniß in seiner Gesellschaft zu gehen, und erzählte ihm den Unfall, den er auf dem Postwagen gehabt hatte.

Jener kreuzte und segnete sich über diese Begebenheit, und lobte seine eigene Vorsicht, daß er lieber zu Fuße gegangen sey, da die Wege, nach dem Frieden, so unsicher wären. »Nicht eben,« setzte er hinzu, »als ob ich

»viel Geld bey mir hätte. Ich bin zufrieden,
»wenn ich reich bin im Heilande. Aber der
»Herr hat doch meine Überlegung gesegnet.«

Sebaldus versetzte: »Ich habe an dergleichen
»Vorsicht nicht gedacht; denn ich hatte
»noch keinen Begriff davon, daß ein Mensch
»seinen Nebenmenschen mit kaltem Blute an-
»fallen und berauben könnte.«

»Ach mein lieber Bruder! die arme mensch-
»liche Natur ist ganz verderbt. Wenn wir
»nicht durch die Gnade ergriffen werden, so
»sind wir in grundlosem unerforschlichem tie-
»fem Verderbnisse!«

»Ey, mein Freund! von den Lastern einiger
»Böswichter kann man nicht auf die Na-
»tur der Menschen überhaupt schließen. Wir
»sind von Natur nicht geneigt, wie die wil-
»den Thiere, uns anzufallen, sondern in Ge-
»sellschaft zu leben, und uns zu unterstützen.«

»Ach wir armen Menschen! wie könnten
»wir uns unterstützen, wenn uns die Gnade
»nicht unterstützte? Wie könnten wir etwas
»Gutes wirken, wenn es die alleinwirkende
»Gnade nicht wirkte?«

»Freylich! wir haben alles durch die göttli-
»liche Gnade; sie wirkt aber nicht wie der

»Keil auf den Klotz. Gott hat die Kräfte »zum Guten in uns selbst gelegt, hat uns »Verstand und Willen, Neigungen und Lei»denschaften gegeben, hat Würde und Güte »in die menschliche Natur gelegt; damit wir »zum Guten thätig seyn sollen und können.«

»O welch ein Selbstbetrug, mein lieber »Bruder!« rief der Fremde mit einem tiefen Seufzer aus: »Wenn wir Gott wohlgefällig »werden wollen, so müssen wir nichts als »lauter Elend und Unwürdigkeit an uns sehen:

»Wollt Ihr zu Jesu Heerden,
»So müßt ihr gottlos werden!
»Das heißt, Ihr müßt die Sünden
»Erkennen und empfinden,

»wie ein theurer Knecht Gottes singet *). Wir »müssen an der Gnade hangen, die Gnade »alles wirken lassen, der Gnade alles zuschrei»ben; dann wird die Gnade in uns erst recht »groß, wenn wir recht klein, recht unwürdig »werden.

»Wenn wir uns mit den Siechen
»Ins Lazareth verkriechen!«

---

*) Wolfersdorfs sämmtliche neue Lieder. Berlin 1768. S. 37.

Sebaldus zuckte die Achseln, und sagte: »Dies sind gesalbte Schälle ohne Sinn, die »nur einer verderbten Einbildungskraft heilig »scheinen. Wir besitzen Kräfte zum Guten. »Wer dies läugnen wollte, würde Gottes »Schöpfung schänden, der uns so viel Voll»kommenheiten gegeben hat. Ohne den Ein»fluß einer übernatürlich wirkenden Gnade »können wir Tugenden und edle Thaten aus»üben. Oder sind etwa Wohlwollen, Men»schenliebe, Freundschaft, Großmuth, Mit»leiden, Dankbarkeit, nicht Tugenden?«

»Scheintugenden, mein lieber Bruder, »weltliche ehrbare Scheintugenden. Mit sol»chem Bettlermantel will der unwiedergeborne »Mensch den Aussatz seiner von Grund aus »verderbten Natur bedecken! Mit diesen soge»nannten Tugenden aber kann man auf ewig »in den Schwefelpfuhl geworfen werden, aus »welchem keine Erlösung ist! Wenn Tugen»den nicht aus der Gnade entspringen; so »sind sie geschminkte Laster zu nennen.«

»Wozu soll man so seltsame Benennungen »erdenken? Ich vergebe z. B. den Räubern »die mich beraubt haben, ich wünsche ihre »Besserung. Dies ist so wenig die Wirkung

»einer übernatürlichen Gnade, daß es viel»leicht bloß nur die Wirkung meines Alters »oder Temperaments ist. Ist dies aber des»wegen Gott nicht gefällig? Ist es ein La»ster?«

»Wenn es nicht aus Herzlichkeit zu dem »blutigen Versöhner geschieht, so ist es nichts »als ein weltliches Tugendbild, eine nachge»machte Frömmigkeit, wobey man ewig ver»loren gehen kann!«

»Sprechen Sie doch nicht so! Hiermit »kann man alten Mütterchen allenfalls eine »Furcht einjagen, aber man beweiset nichts. »Ich habe über diese Sachen reiflich nachge»dacht, und finde, daß weder eine blutige »Versöhnung, noch eine ewige Verdammniß, »mit den erhabenen Begriffen zusammenstim»men, die wir von Gott haben müssen, so»bald wir den Begriff Gott denken wol»len.«

»Ja! ja! so geht es! Je mehr die Men»schen alles durch ihre bloße Vernunft einse»hen wollen, destoweniger erkennen sie die »ihnen angeborne Blindheit und Finsterniß. »Mir fällt hierbey ein, was ein lieber Sohn

»des Heilandes sagt*): »»Es ist unvermeidlich,
»daß Seelen, die sich nicht so ganz in das evan-
»gelische Wesen verloren haben, daß sie ihren
»Bissen Brot, den sie in den Mund stecken,
»gleichsam in dem Heilande verzehren, und
»denen das im Namen Jesu auf den
»Abtritt gehen noch ein Geheimniß ist,
»in allerhand Bedenklichkeiten verfallen; aber
»die Gnaden- und Bundesleute verstehen sich
»auf halbe Worte, und wissen die Theilung
»des Tempels des heiligen Geistes in allen
»Ein- und Ausgängen ohne Kopfbrechen zu
»machen.««

Sebaldus starrete den Fremden an, ohne ein Wort zu sagen. Dieser glaubte vielleicht, er verstumme aus Bewunderung oder Entzückung; er fuhr also fort:

»Ach Lieber! laß dich von der alleinwir-
»kenden Gnade ergreifen! Laß dich von der
»Kraft des Bundesblutes anfassen. Bete herz-
»lich um die Wiedergeburt. Bete daß du bald

---

*) Der Pietist hatte diese Worte buchstäblich aus den Büdingischen Sammlungen, 3ten St. S. 257 genommen.

»zum Durchbruche kommen mögest. Bete, bete,
»ich will mit dir beten, lieber Bruder!«

Sebaldus sagte sehr kalt: »Ich pflege das
»Vater unser zu beten; darin steht nichts vom
»Durchbruche, nichts vom Bundesblute, nichts
»von der Wiedergeburt oder von der allein-
»wirkenden Gnade.«

Der Pietist schlug die Hände über sein Haupt zusammen, und rief aus: »Welcher »Unglauben! welche fleischliche Sicherheit! O »betrüge dich nicht Mensch! Die Ewigkeit »wird kommen! Quaal ohne Ende für den »Sünder! —«

Sebaldus gerieth in Eifer, und fing an die Ewigkeit der Höllenstrafen mit den besten ihm beywohnenden Gründen zu widerlegen; aber der Pietist, der sich von jeher auf inneres Gefühl, nie aber auf Gründe eingelassen hatte, antwortete nichts, sondern schlug nochmals die Hände zusammen, hob die Augen gen Himmel, und fing an, so laut er konnte, nachfolgendes Lied zu singen:

*) »Zu spät ists zu erfahren, was Höll'

*) Der Leser glaube nicht etwa, daß ein solches Lied zum Behufe dieses Gesprächs erdichtet wor-

»und Ewigkeit. Ach! willst du's darauf
»sparen, thu's nicht, heut ists noch Zeit.
»Bekehre dich von Herzen, daß du der
»Quaal entgehst; denk, dann giebt es nicht
»Scherzen, wenn du vorm Richter stehst.«
»Der dir das Urtheil fället, das Leben
»rund abspricht, zum Teufel dich gesellet,

---

den. Er darf auch nicht glauben, daß es etwa ein unbedeutender Schwärmer für den Winkel eines fanatischen Konventikels verfertigt habe. Nein! dies Lied steht S. 792 eines in vielen evangelisch-lutherischen Kirchen der Kurmark eingeführten Gesangbuchs, betitelt: Geistliche und liebliche Lieder, welche der Geist des Glaubens durch D. M. Luther, Joh. Hermann, Paul Gerhard, und andere seiner Werkzeuge, in den vorigen und itzigen Zeiten gedichtet, und die bisher in den Kirchen und Schulen der Königl. Preuß. und Kurf. Brandenb. Lande bekannt, u. s. w. Herausgegeben von Johann Porst, Königl. Preuß. Konsistorialrath, Probst und Inspektor zu Berlin. Gedruckt zu Berlin, in lang 12. — Unter mehrern Gemeinden entstanden im J. 1731 die größten Bewegungen, als man anstatt dieses schlechten Gesangbuchs ein vernünftigeres und folglich besseres einführen wollte.

»des ewgen Tods Gericht.' O Zeter! Ach!
»Weh! Jammer! Welch Heulen wird da
»seyn, wenn in die Marterkammer der Hen-
»ker schleppt hinein.«

»Dahin, wo keine Reue, kein Klagen hel-
»fen kann, die Marter geht aufs neue nach
»tausend Jahren an! Da ist kein Glied so
»kleine, das nicht sein Leiden hat; der Leib
»der fühlt das seine, die Seel' auch früh
»und spat.«

»In großer Furcht und Schrecken, in finst-
»rer Dunkelheit, wird die Verdammten
»decken, Angst, Grauen, Traurigkeit; die
»Zähne werden klappen für Frost und gro-
»ßer Hitz, und werden blindlings tappen
»nach einem frischen Sitz.«

»Sie werden ewig fallen ins Loch, das
»keinen Grund, und auf einander prallen
»zusammen in den Schlund, sich beißen,
»fressen, nagen, sich fluchen, lästern stets,
»der Tod wird sie recht plagen, ohn Ende:
»Seht, so gehts!«

»So geht es den Verfluchten in ihrem
»Höllenloch, den Schlemmern und Verruch-
»ten, ach gläubets, gläubets doch. Wollt
»Ihr daran noch zweifeln? so wahr ists, so

»wahr Gott, Ihr fahret zu den Teufeln,
»wo Ihr das halt't für Spott!«

Dies Lied sang Sebaldus nicht mit, vielmehr zeigte er unter Absingung desselben sichtbare Kennzeichen der Ungeduld. Nach dessen Endigung gerieth er einige Minuten lang in ein tiefes Nachsinnen, und fragte endlich seinen Mitwanderer:

»Sind Sie denn also ein Wiedergebor»ner?«

»Ja,« antwortete er mit sehr sanfter Stimme: »das bin ich durch Gottes Gnade. »Vor drey Jahren den 11ten September, »Nachmittags um 5 Uhr, hatte ich zuerst das »selige innere Gefühl der Gnade, die bey mir »zum Durchbruche kam; seitdem habe ich an »der Gnade beständig gehangen, bin nie der »Gnade satt geworden.«

»Also glauben Sie doch gewiß ewig selig »zu werden?«

»Ach ja! dessen bin ich gewiß:

»Denn ich will stets ein Bienelein
»Auf des Lammes Wunden seyn,
»Und fahren so in'n Himmel 'nein.«

»So! Und werden ewige Freude haben,

»und werden ganz geruhig zusehen *), wie »Millionen ihrer Nebenmenschen sich bei=

*) Manchem eifrigen Gottesgelehrten mag es wohl nicht so anstößig seyn, als dem ehrlichen Sebaldus, daß die Seligen im Himmel die ewige Quaal der Verdammten, ganz geruhig, ohne Mitleid, ansehen sollen. Z. B. in M. Cyriacus Höfers kurzem und richtigem Himmelsweg, wie ein Kind in 24 Stunden lernen kann, wie es soll der Hölle entgehen und ewig selig werden, in 735 Fragen und Antworten, einem Katechismus, der im Kurfürstenthume Sachsen, und vielleicht auch in andern Provinzen, in vielen Schulen zur Unterweisung der Jugend gebraucht wird, und der noch im J. 1797 zu Leipzig mit gnädigstem Privilegium gedruckt worden, findet man S. 97 folgende Fragen und Antworten:

»Wenn du welche der Deinen würdest in »der Hölle sehen, würde dir die Marter zu »Herzen gehen, oder würde sie dir nicht zu »Herzen gehen?«

»Antw. Sie würde mir nicht zu Her»zen gehen.«

»Warum wird sie dir nicht zu Herzen ge»hen?«

»Antw. Weil alsdann mein Willen »mit dem Willen Gottes übereinstim»men wird.«

»ßen, fressen, nagen, sich fluchen »und lästern, wie der Tod sie recht »plagt ohne Ende. Welcher Gräuel! »Können Menschen ihre Nebenmenschen so »verdammen, und können mit Wohlgefallen »von ihrer Verdammung ein feierliches Lied »singen!«

Der Pietist lächelte und sagte mit sanfter Stimme: »Da sieht man den natürlichen »Menschen! Ich verdamme sie ja nicht, son»dern (er lächelte nochmals) die Bibel ver»dammet sie. Da steht es deutlich.«

Sebaldus fuhr sehr heftig heraus: »Nein, »das steht nicht in der Bibel; und wenn es »darin stände, so wäre sie nicht Gottes Wort. »Ich möchte lieber ein Atheist seyn, als solche »abscheuliche Begriffe von Gott haben, daß »er uns das Leben rund abspricht,

---

So lange wir noch solche Ungereimtheiten durch unsere Katechismen in den Schulen lehren, dürfen wir Voltairen nicht anklagen, der einem Kapuziner die Worte in den Mund legt:

»Et moi predestiné,
»Je rirai bien quand vous serez damné.«

»daß er uns dem Teufel zugeselle, »daß er uns durch Henker in Marter»kammern schleppen läßt, wo keine »Reue, keine Klage helfen kann. — »Entsetzlich! Von Ihm so zu denken, dem Va»ter des Lebens, dem Geber alles Guten! —«

Sebaldus war in großen Eifer gerathen; er brach plötzlich ab, wie der gute Mann gemeiniglich that, sobald er an sich ungewöhnliche Heftigkeit bemerkte: denn er pflegte alsdann zu überlegen, ob er sich auch vergangen oder zu viel geredet habe.

Der Pietist bewegte den Zeigefinger seiner rechten Hand zweymal auf und nieder, und sagte sanftmüthiglich:

»Lieber Bruder, ich beweine deinen er»schrecklichen Unglauben! Und kannst noch in »ungöttlichen Eifer gerathen! Hier läßt sich »der Unterschied des Standes der Natur und »der Gnade sichtbar spüren. Wer in der »Gnade steht, der ist so ruhig, der erträgt »alles, der erduldet alles, stellet alles Gott »anheim. —«

Indem er dies sagte, sprangen Räuber, von welchen damals die ganze Gegend wimmelte, aus einem dicken Gebüsche, und fielen mit blanken

blanken Säbeln die Reisenden an. Sebaldus gab, mit dem ruhigen Bwußtseyn daß er sich nicht wehren könnte, das wenige Silbergeld her, das ihm übrig geblieben war. Der Pietist hingegen war unter den Händen der Räuber todtenblaß, bezeigte sich sehr ungeberdig, wälzte sich auf die Erde, suchte seine Uhr zu verbergen; empfing aber darüber verschiedene Stöße und Schläge; alle seine Taschen wurden demungeachtet ausgeleert. Man nahm ihm auch sein feines Kleid, und dem einen Räuber gelüstete endlich nach seinen ganz neuen Stiefeln. Er mußte, alles Weigerns ungeachtet, sich auf die Erde setzen um sie auszuziehen. Unterdeß entstand ein Geräusch im Busche, und ein Hund schlug an; hierüber wurden die Räuber flüchtig. — Der Pietist sprang auf, und schrie aus Leibeskräften: »Halt Diebe! halt Diebe!« Als aber niemand erschien, setzte er sich, mit dem Stiefel in der Hand, abermals unter einen Baum, um recht herzlich auf die Straßenräuber zu fluchen *). Zugleich sagte er, indem er dem Sebaldus im

*) Er soll, wie verschiedene Nachrichten bezeugen, den frommen Wunsch hinzugethan haben, daß

Stiefel ein geheimes Täschchen zeigte, worin er sein Gold verwahret hatte: »Sehen Sie »nun, wie der Herr die Gottlosen mit Blind»heit schlägt. Ist nicht dies Gold durch ein »Wunder gerettet worden?« Hier zog er seinen Stiefel an und stand auf.

Sebaldus versetzte: »Ich finde wirklich, der »Stand der Natur und der Gnade ist unter»schieden; so wie Sie bemerkten. Ich natürli»cher Mensch kann den Verlust meines Geldes »ruhig ertragen. Es waren freylich nur wenige »Groschen, aber auch mein letzter Heller ist weg. »Ihnen ist noch weit mehr übrig geblieben, als

---

ihnen, wenn das eiskalte Fieber ihre Glieder zerrütte, weder bittre Essenz noch Kirchengebet helfen möchten; welchen Wunsch der Verfasser des Gedichts Wilhelmine, der, nach Art der Dichter, wegen der genauen Bestimmung der Zeiten und Personen wohl die ungedruckten Urkunden nicht eben mag nachgeschlagen haben, dem Sebaldus beylegt (S. Wilhelmine S. 97). Es ist aber um so unwahrscheinlicher, daß Sebaldus einen solchen Wunsch sollte gethan haben, da aus sichern Nachrichten erhellet, er sey der Meinung gewesen, daß das Kirchengebet überhaupt keine Krankheiten lindere.

vich vorher hatte. Ey! Ey! ein Wiedergeborner »sollte wenigstens nicht fluchen!«

Der Pietist ward feuerroth und stotterte: »Die Bösewichter verdienen den Fluch, weil »sie Menschen wie wilde Thiere anfallen, da »wir uns einander unterstützen sollten; wie »Sie vorhin ganz richtig sagten. Ach! und »das wenige Gold hat der Herr nicht meinet»wegen mir so wunderlich erhalten, sondern »um nothleidender Brüder und Schwestern »willen, für die ich es von christlichen Seelen »grsammelt habe. Wiewohl ich jetzt selbst »nothleidend bin. —«

Er hatte nicht ganz unrecht; denn er stand im bloßen Hemde da, indeß ein ziemlich starker Regen zu fallen anfing. Sebaldus zog ungebeten seinen alten Überrock aus und überreichte ihm denselben.

»Nehmen Sie, sagte er; es ist freylich ein »geschminktes Laster, Ihnen diesen alten Kit»tel anzubieten. Aber der Regen fällt allzu »stark, als daß wir jetzt feine Distinktionen »machen könnten.«

Der Pietist nahm den Überrock stillschweigend an; und weil beide Wanderer vielleicht über das Vorgefallene nachzudenken für gut

fanden, so schwiegen sie auch den übrigen Theil des Weges, bis sie gegen Abend in Wustermark ankamen.

Zweyter Abschnitt.

Es scheint, der Pietist war einer von den angesehenen Männern des Konventikels, deren Heiligkeitsgeruch sich gemeiniglich zehn bis zwölf Meilen in die Runde ausbreitet, die daher auf ihren Reisen im Hause jedes Bruders und jeder Schwester eben so zuversichtlich einsprechen, als ein wandernder Mönch in ein am Ende seiner Tagereise liegendes Kloster. Unser Mann hatte Wustermark deswegen zum Nachtlager erwählt, weil daselbst eine fromme wohlhabende Bauerwittwe wohnte, in deren Haus er auch sogleich ging, und den Sebaldus in der Dorfschenke unter allerhand Gesindel seinem Schicksale überließ.

Bey den Frömmlingen männlichen Geschlechts ist mit heißem Eifer für fromme Übungen sehr oft eine große Hartherzigkeit verknüpft; seltener bey denen von weiblichem Geschlechte. Die Bäuerinn hörte von ihrem Gaste kaum, daß er noch einen Reisegefähr-

ten habe, welcher gleich ihm von Räubern geplündert worden: so kam sie in die Schenke, um den Sebaldus zu sich einzuladen. Sie trug auf was ihr Haus vermochte, und die Wanderer erquickten sich.

Nach Tische fing der Pietist die Betstunde an, womit die reisenden Heiligen gemeiniglich ihre Zeche zu bezahlen pflegen. Sebaldus, ob er gleich eine dürre Dogmatik und eine störrische Polemik haßte, war doch ein Freund herzlicher Andacht. Er war daher sehr erbaut von der stillen Aufmerksamkeit der Bäuerinn und ihrer Kinder. Sogar auch der Vortrag seines Reisegefährten war ihm weniger zuwider als er erwartet hatte; denn dieser besaß vollkommen die Biegsamkeit, womit Leute seiner Art sich bestreben, bey denjenigen die sie nicht bekehren können, wenigstens eine gute Meinung von sich zu hinterlassen. Er vermied daher sehr weislich alle Punkte, worüber etwa Sebaldus anderer Meinung seyn konnte, und hielt sich bey ascetischen Betrachtungen auf, welche der Bauerfamilie begreiflich und seinem Reisegefährten nicht zuwider waren; so daß sich jedermann sehr zufrieden zur Ruhe legte.

Morgens sehr früh, nach eingenommenem

reichlichen Frühstücke dankten sie ihrer Wohlthäterinn und setzten ihren Weg weiter fort. Sebaldus genoß den schönen Sonnenaufgang, sang ein fröhliches Morgenlied, und war so innig vergnügt, daß er weder an seinen mißlichen Zustand noch an den Zweck seiner Reise dachte, bis sein Gefährte selbst das Gespräch auf Berlin brachte, wohin sie gingen. Denn er beseufzte mit auf die linke Achsel gesenktem Haupte und gen Himmel erhabenen Augen, das Elend dieser großen Stadt, und versicherte, daß daselbst die Religion ein Gespötte sey, niemand in die Kirche gehe, Rotten und Ketzereyen regierten, und ein jeder rechtschaffner Christ verachtet werde. Er beklagte recht geflissentlich seinen Reisegefährten, als einen Fremdling der sich nicht in den besten Umständen befinde und in dieser Stadt voll Unglaubens und Irrgläubigkeit ganz gewiß werde umkommen müssen.

»Ich habe,« sagte Sebaldus, »bessere Hoff»nung. Ich weiß aus der Erfahrung, daß »die Liebe des Nächsten sehr wohl mit den »Gesinnungen bestehen kann, welche von »vielen Leuten als Unglauben gebrandmarkt »werden.«

»Nein! Nein!« rief der Pietist mit erhabener Stimme, »wo Glauben ist, da ist auch »Liebe! Die findet man aber in dieser Stadt, »ja in diesem ganzen Lande, gar nicht. Da »herrscht lauter Eigennutz und Betrug, da »gehen alle Laster im Schwange, da ist die »Ruchlosigkeit aufs höchste gestiegen, da ist »alle christliche Liebe erloschen.«

Er sagte dieses so dreist und versicherte so fest daß es eine weltbekannte Sache sey, und daß er Berlin genau kenne, weil er sich oft da aufgehalten habe; daß endlich Sebaldus anfing darüber nachdenkend zu werden.

»Ich gestehe,« sagte er nach einiger Überlegung, »wenn die Einwohner dieser Stadt, »ja dieses ganzen Landes Ihrer Beschreibung »gleichen, so muß es ein wahres Unglück seyn »unter ihnen zu wohnen. Aber,« fuhr er nach einigem Staunen *) fort, »sollten Men»schen die so gesinnet sind, wohl in Gesell»schaft leben können? Sollte ein Staat wohl

*) Haller hat schon das Wort Staunen für das französische rêver gebraucht. Wir haben kein anderes Wort dafür; denn nachsinnen sagt zu viel, und in Gedanken stehen, ist weitschweifig.

»in kurzer Zeit blühend werden können, der »lauter solche Bürger enthielte? Und doch soll, »nach allgemeiner Versicherung, der preußi»sche Staat nur seit Menschengedenken sehr »blühend geworden seyn; besonders soll ja »Berlin am Wohlstande seit dreyßig Jahren »sichtlich zugenommen haben.«

Der Pietist, welcher den Sinn dieser Rede nicht fassen konnte, sagte mit dummer Gleichgültigkeit: »Was hat das Zeitliche mit dem »Himmlischen zu thun? Die Kinder dieser »Welt sind immer klüger, als die Kinder des »Lichts! Glauben Sie mir gewiß, es giebt in »dieser großen Stadt, wenige fromme Seelen »ausgenommen die noch ihren Heiland lieb »haben, nichts als böse Atheisten, die kei»nen Gott, keinen Teufel, und keine Hölle »glauben.«

»Ey nun!« sagte Sebaldus, »wenn diese »Leute keinen Gott glauben, so glaube ich »einen; und weiß, daß er keinem seiner Ge»schöpfe mehr Elend auflegen wird, als es »tragen kann.

Dritter Abschnitt.

Sie waren unter dergleichen Gesprächen durch Spandau gegangen, und kamen unvermerkt bey Charlottenburg an. Sebaldus erblickte mit Vergnügen, jenseit der Spree im königlichen Garten, die lange Allée dichtbelaubter Kastanienbäume, worunter einige einzelne Spaziergänger auf- und abwandelten. Er blieb auf der Brücke stehen, um noch einmal darnach zurück zu schauen. Das Schloß hingegen ließ er liegen, ohne daß ihm auch nur eingefallen wäre, zu fragen, was für ein großes Gebäude dies sey? So sehr ward er von den Schönheiten der Natur gerührt, und so wenig aufmerksam war er auf alle Pracht der Kunst.

Je weiter sie in den berlinischen Thiergarten kamen, desto mehr ward Sebaldus entzückt. Es war in der Nacht ein starker Regen gefallen, welcher den Sand, womit die Natur in diesen Gegenden so freygebig gewesen ist, zum Stehen gebracht, und den Staub von den Baumblättern abgewaschen hatte, den tausend Frauenzimmerschleppen, nebst einer verhältnißmäßigen Anzahl von Wagenrädern

und Pferdefüßen, bey trockenem Wetter im Thiergarten zu erregen pflegen. Den Vormittag hatte sich das Wetter aufgeklärt, und der Bäume mannichfaltiges Grün ward durch den heitern Sonnenschein und durch die völlig reine Luft noch mehr erhoben.

Die Wanderer sahen die glückliche Mischung dunkler Fichten mit schlanken Ulmen, hellgrünen weißrindigen Birken, und freundlichen Akacien, denen hundertjährige majestätische Eichen zum Hintergrunde dienen. Melancholische Gänge von dichtem Lerchenholze, und von düstern Eiben, führen auf grüne Säle mit Statuen geziert, und mit Hecken von jungen Eichen, und von immergrünem Nadelholze umkränzt. Sie traten in Gänge, beschattet von Linden und breitbelaubten Platanusbäumen, hinter welchen dichte Gebüsche von Erlen und Espen die feuchten Gründe anfüllen; neben ihnen der dichtere Wald, wo einsam der sokratische Ahorn wächst, und die Pappel und der Masholder, wo die weit sich ausbreitende Buche ihre gestreckten Äste wiegt, und der Tannenfichten schlanke und gerade Stämme ihre erhabene Krone einzeln himmelan strecken. Der frische Geruch des Nadel-

holzes, vom Regen ausgelockt, und balsamische Lindenblüthe erquickten die Wanderer; die Aussicht begränzte der benachbarte Spreestrom, und die aufgespannten Segel der auf ihm hinabgleitenden Schiffe.

So kamen sie endlich gegen drey Uhr auf den Platz bey den Zelten, den gewöhnlich Sonntags Nachmittags eine Menge Spaziergänger anfüllt. Zwar war noch nicht die modische sechste Stunde da, welche in dem Zirkel des Thiergartens die schöne Welt zusammen bringt, um zu sehen und gesehen zu werden. Die Excellenzen und die gnädigen Damen hatten sich eben zur Tafel gesetzt. Die Kenner im Essen kaueten noch an den reichgewürzten Frikasseen, schmeckten die zusammenkoncentrirten Säfte der feinen Ragouts, in Schüsseln mit Asa Fötida gerieben, und zogen im voraus das Fümet des raren Wildes in sich, das ihrer Zähne wartete. Die reichen Kapitalisten waren eben vom Burgunder und sechs und zwanziger Rheinweine gesättigt, und begannen den Peter Semeyns, Syrakuser, Rivesaltes und Capwein beym Desserte aus kleinen Gläsern zu schlürfen. Die schönen

Damen bürgerliches Standes schickten sich an, zu Kaffeevisiten zu fahren, und ordneten die Geschichte des Tages, so wie sie zu erzählen wäre, in ihrem Kopfe zusammen; und die französische Kolonie war noch in der Vesperpredigt.

Kurz, es war drey Uhr, und also von der schönen Welt noch wenig zu sehen; hingegen wimmelte der Platz von den glücklichen Söhnen der Erde, welche alle Sorgen der Woche am Sonntage völlig vergessen, und sich und ihr Leben, bey einem Spaziergange, und bey einem geringen Labetrunke, herzlich genießen. Arbeiter auf Weberstühlen und in Schmiedeessen füllten die Zelte an, und ließen ihren Groschen unter lautem Gelächter aufgehen, oder steckten ernsthaftiglich über das gemeine Beste ihre Köpfe zusammen, weissagten neue Auflagen, und fällten Urtheile über Gerüchte von bevorstehenden Kriegen.

Der Zirkel, der nach drey Stunden der Schauplatz der Schönen vornehmen Standes seyn sollte, war jetzt im Besitze des gemeinen Mannes, im besten Anputze und voll fröhlichen Muthes. Da war mancher gesun-

der Jüngling, im neugewendeten Rocke und mit goldner Troddel am Hute köstlich geputzt, neben ihm in silberbebrämter Mütze, seine rothbäckige Liebste, die, zur Feyer dieses ihm längst versprochenen Spazierganges, ihre sämtlichen sechs Röcke über einander gezogen, und die neuen kalmankenen Schuhe nicht vergessen hatte. Hinter ihnen, das Bild der ehelichen Verträglichkeit, ein ehrlicher Handwerksmann, der seinen jüngsten Knaben im langen Rocke auf dem Arme trug, indeß die Mutter ihres Mannes Stock in der rechten Hand führte, zur Linken ihre funfzehnjährige Tochter in der Schönheit der Jugend, mit niedergeschlagenen Augen, unter der emporstehenden Haube sanft hervorblickend. Die große Allee von der Stadt her, war bedeckt von Spaziergängern zu Fuße und zu Pferde, und einige Wagen brachten, bis ans Thor, wohlbeleibte Tanten und bürgerlich erzogene Nichten, die nur die Reize eines angenehmen Spazierganges suchten, und auf wohlfrisirte Köpfe und Aufsätze nach der neusten Mode Acht zu haben, nicht waren gewöhnt worden.

Sebaldus Stirn erheiterte sich bey dem Anblicke so vieler vergnügten Leute. Des

Pietisten Stirn aber runzelte sich vor geistlichem Verdrusse. »Siehe da, rief er aus: »Siehe da! die Kinder Belials, wie sie den »Lüsten des Fleisches nachziehen! Wie sie den »Weg der Sünden gehen, reiten und fahren! »Immer gerade in den höllischen Schwefel»pfuhl hinein!«

»Behüte Gott!« sagte Sebaldus: »Ich »finde nichts Sündliches darin, daß diese »Leute den herrlichen Tag genießen, den uns »Gott giebt; so weit ich sehen kann, ist ihr »Vergnügen sehr unschuldig.«

»O, wie sündlich! sagte der Pietist mit »entflammten Augen: das ist eben des Teu»fels Lockspeise, wenn er uns mit dem welt»lichen Vergnügen ankörnen kann. Ein recht »ächtes Gnadenkind soll kein anderes Ver»gnügen haben, als sein eignes Elend zu »kennen, und zu fühlen was es heißt ein ar»mer Sünder zu seyn.«

Sebaldus, dem diese gesalbten Weidsprüche nicht gefielen, antwortete nichts, würde auch nicht zum Worte gekommen seyn; denn der Pietist, den die Herzlichkeit zum Heilande ergriffen hatte, begann die Vorübergehenden zu ermahnen, ihnen die Abscheulich-

keit des Spaziergehens an einem schönen Sonntage vorzustellen, und dafür das Seitenhöhlchen anzupreisen, worin sie recht selige Spaziergänge halten könnten.

Einige gingen vorbey, beynahe ohne ihn zu hören, andere gafften ihn an, ohne zu wissen was sie aus ihm machen sollten, andere schüttelten den Kopf. Endlich versammlete sich doch allerhand Pöbel, welcher schrie und lärmte, und vom Tollhause zu reden anfing; ja einige hoben Erdklöße auf, und warfen sie über ihn weg.

Sebaldus fürchtete jetzt, der Auftritt möchte ernsthafter werden, und suchte seinen Reisegefährten von seinem Vornehmen abzuhalten; diesem aber hatte der geringe Anschein eine Art von Märtyrer zu werden den Kopf angeflammt; er erhob seine Stimme noch mehr, um den Vorübergehenden ein Wort ans Herz zu legen.

Endlich gerieth er an einen Menschen, der nach seinem braunen Rocke und rund um den Kopf herum abgeschnittenen Haaren, nichts anders als ein Schlächter oder Gerber seyn konnte. »Mein Freund, redete er ihn »an, Er gehet um sich die Zeit zu vertreiben,

»o! wenn Er wüßte, wie wohl dem ist

»Der da seine Stunden
»In den Wunden
»Des geschlacht'ten Lamms verbringt.«

»Herr, sagte der Kerl mit starren Augen: »was kann mir das helfen? ich bin vorigen »Sonntag im Lamme gewesen, aber das »Bier war sauer.«

Und damit ging er fort. Der umstehende Pöbel schlug ein Gelächter auf, und verließ unsre Reisenden. Der Pietist verstummte.

Die Enthusiasten pflegen, in der Hitze ihres Eifers, gewöhnlicher Weise einen Kothregen, und allenfalls auch einige Faustschläge nicht zu achten, wenn es ihnen nur gelingt Aufmerksamkeit zu erregen. Werden sie aber trockner Weise ausgelacht, und niemand bleibt bey ihnen stehen; so kühlet sich der Eifer ab, und sie begnügen sich allenfalls, zwischen den Zähnen murmelnd, die dem Worte ungehorsamen Weltkinder dem Teufel zu übergeben.

So war es auch hier. Der Pietist schwieg mürrisch still; und Sebaldus, da sie indeß ins Thor traten und unter den Linden fortgingen, genoß die Schönheit dieser Allee, sog den Blüthenduft ein, und freute sich über die

die fröhlichen Gesichter, die ihm allenthalben entgegen kamen.

Sie gingen einige Straßen stillschweigend fort und bey einer Kirche vorbey, worin sie noch predigen hörten. »Siehe da! rief der »Pietist aus, wie leer der Weg zum Gottes»hause ist, und wie angefüllt war der Weg »zu den Häusern des Teufels! O! wie ist »doch alle Gottesfurcht, alle Liebe zum Hei»lande in dieser großen Stadt ganz ausge»tilget! Wie wandelt doch jedermann im »Pfade der Ruchlosigkeit, läuft dem Teufel »gerade in den Rachen und stürzt sich in das »ewige Verderben!«

Sebaldus schaute ungeduldig einigemal rechts und links um sich.

»O Stadt!« fuhr der Pietist fort, »die du »bist wie Sodom und Gomorrha, wie bald »wird Gott seinen feurigen Schwefelregen »über dich ergießen! Und dies wäre schon »lange geschehen, wenn nicht wenige Gerechte »noch in dir wären, um derenwillen dich der »Herr schonet! Ja, mein Freund!« (hier fing er an zu weinen) »es giebt hier einige er»wählte Seelen, die bis über den Kopf in »den Wunden des Lammes sitzen, die zu

»einem Pünktlein, zu einem Stäublein, zu »einem Nichts geworden sind, und sich nur »in das blutige Lamm verliebt haben; diese »halten noch die verworfene Stadt, daß sie »nicht fällt.«

Indem er dieses sagte, blieb er plötzlich an einer Ecke stehen, zog des Sebaldus alten Überrock aus, und gab ihn zurück. Sebaldus bat ihn, denselben so lange zu behalten, als er ihn brauchte. »Nein, sagte er, ich »trete nunmehr bey einem lieben Bruder ab. »Wie wird dem seyn, wenn er an meiner »Nacktheit siehet, was ich um des Heilandes »willen gelitten habe! Er wird dann thun, »so viel ihn der Heiland heißt.« Hier drückte er dem Sebaldus die Hand, wünschte ihm den Segen des Herrn, verließ ihn, klopfte an ein vierzig Schritte davon entferntes großes wohlgebautes Haus, und ging, nachdem es geöffnet worden, hinein.

Sebaldus stand noch an der Ecke, mit dem Überrocke auf dem Arme, und nachdem er denselben angezogen hatte, befand er sich an einem sehr heißen Nachmittage nichts besser. Er ging voller Gedanken die Straße wieder herunter, die er gekommen war, und

da er an die Kirche kam, so trat er hinein, weil er nichts bessers zu thun wußte.

Er fand die Kirche wider Vermuthen so gestopft voll, daß es ihm einige Mühe kostete, sich bis dahin durchzudrängen, wo er den Prediger deutlich verstehen konnte. Dies war ein junger Kandidat voll zierlichen Anstandes, der eine erbauliche Rede von der wahren christlichen Liebe beynahe zu Ende gebracht hatte, und jetzt eben bey der Nutzanwendung war. Das Herz des guten Sebaldus erweiterte sich wieder, da er die vielen schönen Lehren des Predigers, und die Aufmerksamkeit der zahlreichen Zuhörer betrachtete; und die finstere Vorstellung von Berlin, welche seines Reisegefährten Bericht bey ihm verursacht hatte, fing an in seinem Geiste sich etwas aufzuheitern.

Vierter Abschnitt.

Indeß war der Gottesdienst geendigt. Alle Zuhörer verließen die Kirche, und Sebaldus mit ihnen. Nun fiel ihm wieder ein, daß er nicht wußte wohin er gehen sollte, indem er keinen Pfennig in seiner Tasche

hatte, und in dieser weitläuftigen Stadt ganz unbekannt war.

Er begann darüber verschiedene traurige Betrachtungen zu machen, als eben der Kandidat vorüber ging welcher gepredigt hatte. Sein volles und rundes Gesicht, auf welchem die frühe Jugend blühte, war in eine weißgepuderte, in sanften Locken herabwallende Perucke gehüllet. Er dankte mit süßer selbstgefälliger Miene, und mit langsamem Kopfneigen, rechts und links den gemeinen Leuten, die seinen steifgestärkten Kragen, und den auf seinem Rücken schwimmenden Mantel grüßten, den er zuweilen mit der linken Hand zierlich aufnahm, indeß er, mit dem Hute in der rechten Hand, den Laien, für ihren Gruß, eine Art von Segen zu ertheilen schien.

Er trat in ein nicht weit entlegenes Haus, und in Sebaldus Geiste stieg plötzlich der gute Gedanken, oder nach gelehrter Exegese zu reden, die Offenbarung auf, daß er sich in seiner gegenwärtigen Bekümmerniß am besten an den Jüngling wenden könnte, welcher so fein von der christlichen Liebe gepredigt hatte. Er klopfte also an die Thüre an.

Diese öffnete ein ältlicher Mann, wie sich nachher auswies, der Vater des Kandidaten, ein ehrlicher guter Krämer, der in den Abendstunden und Sonntagsnachmittagen gern Erbauungsschriften las, die er nicht ganz verstand. Er war daher in des hochtrabenden Ömler, in des mystischen Treschо, in des wortreichen Tiede Schriften sehr belesen, und galt deshalb bey seinen Nachbarn für einen gelehrten Mann.

Das Herz hüpfte dem ehrlichen Krämer, als Sebaldus nach dem Prediger fragte, von welchem er eben die schöne Predigt von der Liebe gehört habe. »Es ist mein Sohn,« rief er freudig aus: »treten Sie doch näher, »mein lieber Herr!« und damit führte er ihn in die Stube.

Sebaldus fand den Kandidaten, unter den Händen seiner über die erste Predigt ihres Sohnes noch entzückten Mutter, die ihm eben einen leichten Schlafrock angezogen und eine weiße Mütze aufgesetzt hatte, und noch beschäftigt war, ihm den gelehrten Schweiß von der Stirne zu wischen.

Sebaldus redete ihn an: »Seine Predigt »mache ihm Muth, sich bey seiner jetzigen

»Verlegenheit an ihn zu wenden. Er sey »selbst ein Prediger, obgleich seines Amts »entsetzt. Er habe zweymal durch Räuber »seinen letzten Heller, nebst seinen Empfeh»lungsbriefen verloren. Er bitte ihn nur um »Obdach, und um guten Rath, wie er noth»dürftig sein Brot verdienen könne.«

Der Kandidat fragte ihn mit sehr weiser Miene: »Warum er sey entsetzet worden?«

Sebaldus glaubte, dem Berichte seines gewesenen Reisegefährten zufolge, er werde sich am besten empfehlen, wenn er sich als einen Heterodoxen angebe. Er gestand also ohne Umstände: »daß er wegen Abweichun»gen von den symbolischen Büchern sein Amt »verloren habe.«

»Abweichungen!« rief der alte Krämer: »o! wenn Sie doch das schöne Büchlein ge»lesen hätten, das wir neulich hier hatten; »Fritz! wo wars doch gedruckt? in Nürnberg? »oder in Jena? Da würden Sie haben le»sen können, wie der liebe Mann die Ab»weicher abführt; 's ist 'n gelehrter Mann, »warlich 'n gelehrter Mann, er würde Sie »verachten, wenn er Sie kennte. Der Mann »hält was auf Orthodoxie.«

Er hätte noch weit mehr geplaudert; aber der Kandidat, der es ungern sah, daß sein ungelehrter Vater geschwinder antworten wollte als er, rief mit pathetischer Stimme: »Es thut mir sehr leid, daß Sie nicht besser »auf die symbolischen Bücher gehalten haben. »Hier zu Lande schwören wir leider! zwar »nicht darauf, sie sind aber doch ein Pactum, »und Pacta sunt servanda. — Und worin« fuhr er mit aufgeworfenem Unterkinne fort, »worin fanden Sie denn für so nöthig von »den symbolischen Büchern abzugehen?«

Sebaldus, etwas kleinlaut, antwortete: »In der Lehre von der Ewigkeit der Höllen»strafen.«

Der Kandidat schlug seine Hände über seine weiße Mütze zusammen, und rief aus: »Wie ist es möglich, daß jemand an einer »so göttlichen Lehre zweifeln kann? Haben »Sie denn den ersten Theil meiner Predigt »nicht gehört?«

»Nein!« sagte Sebaldus, »weil ich erst »gegen das Ende derselben kam.«

»Das thut mir leid,« sagte der Kandidat: »denn ich habe darin bewiesen, die wahre »christliche Liebe erfordere, daß man alle

»diejenigen welche nicht den wahren evange-
»lischen seligmachenden Glauben haben, durch
»alle nur mögliche Mittel zu demselben zu-
»rück zu bringen suche, eben deshalb, damit
»man ihre Seelen rette, und sie nicht ewig
»verdammet würden.«

Er würde seine ganze Predigt wiederholt haben, wenn nicht der Vater in großem Eifer aufgefahren wäre: »Wie? keine ewige Höl-
»lenstrafen? Das wäre schön, wenn mein
»Nachbar an der Ecke gegenüber nicht sollte
»ewig verdammt werden! Er, der das Pre-
»digtamt verachtet, der in gar keine Kirche
»gehet, der mir einen Prozeß an den Hals
»geworfen, der ihn gewonnen hat! der gott-
»lose Mann! der Atheist! der Separatist!«

Sebaldus wollte sich vertheidigen; aber der Krämer nahm ihn beym Arme, und schob ihn höflich zur Thüre hinaus.

Sebaldus war sehr betreten; weil er aber sah, wie äußerst nothwendig es sey sich an irgend jemand zu wenden, so ging er zum Nachbar gegenüber, von dem er bessere Gesinnungen hoffte, weil er nicht so orthodox seyn sollte als der Krämer.

Er fand einen Mann von blassem sanft-

müthigen Ansehen, in einem simpeln grauen Rocke und einer baumwollenen Perucke, an seinem Pulte sitzend, der einen Posten in sein Hauptbuch trug.

Sebaldus erzählte ihm, was in des Nachbars Hause vorgefallen war, und wiederholte seine Bitte um einen guten Rath.

Der Separatist sagte mit schwacher und sanfter Stimme: »Ich wundere mich nicht »über meines Nachbars unchristliche Rede, »denn er hat den Geist nicht, der das Leben »giebt. Freylich sind die symbolischen Bücher »eine Erfindung des Teufels, so wie der ganze »geistliche Stand. Ein jeder wahrer Christ »ist ein Hoherpriester. Die Geistlichen haben »die Welt von jeher verführet; und da Er, »mein Freund, von dem Stande ist, so gehe »Er in Gottes Namen wohin Er will, ich »habe nichts mit Ihm zu schaffen.«

Sebaldus klopfte noch an einigen Thüren an, wo man ihn als einen gemeinen Bettler abwies.

Endlich gerieth er in ein Gelag, wo vier lockere Brüder zwischen acht Flaschen saßen, und sämmtlich vom Weine glüheten. Sie hatten schon dreymal ihren gewöhnlichen Zirkel

von schlüpfrigen Wortspielen und abgeschmackten Spöttereyen durchgegangen, hatten schon dreymal sich gekützelt, über das zu lachen was nicht lächerlich ist, und waren eben im Begriffe, trotz der Dünste des Weins, womit sie ihre hirnlosen Köpfe anfeuerten, in ein allgemeines Gähnen zu gerathen. Der Zufall führte ihnen den Sebaldus zu, dem sie gleich ansahen daß er sehr leicht aufzuzäumen seyn würde. Der Witzigste unter ihnen, nachdem er den andern einen Wink gegeben hatte, nahm den Sebaldus, der eben wieder aus der Thüre zurücktreten wollte, mit freundlicher Miene bey der Hand, ließ ihn niedersitzen, und fragte dem guten Manne, dessen Herz gewöhnlicher Weise auf seiner Zunge saß, sehr bald seine Geschichte ab, und erfuhr auch von ihm seine Neigung zur Apokalypse, der er den lautesten Beyfall zu geben schien, indeß seine Gefährten im innern Munde lachten. Er bedauerte nun mit scheinheiliger Miene den Sebaldus wegen seiner vielen erlittenen Unglücksfälle, und fragte ihn, wie er sie habe so geduldig ertragen können?

»Unvermeidliches Unglück zu ertragen,
»wird dem leicht der die Hoffnung jenes Le-
»bens —«

Hier konnte sich einer der Gäste, der dem Sebaldus gegenüber saß, und ihn schon lange, den Kopf auf beide Ellenbogen gestützt, angegafft hatte, nicht länger halten, sondern schlug über jenes Leben eine laute Lache auf. »Du alter Narr, rief er, du wirst eben »sowohl in Nichts verwandelt werden, als »ich und wir alle; drum laß uns noch eins »trinken. Denn, (er sang)

»Unser Leben währet kurz,
»Es vergeht geschwinde.« —

Hiermit schenkte er ein volles Glas ein, und brachte es dem Sebaldus: »Da trink mit, »auf der Babylonischen Hure Gesundheit!« Alle vier brachen in ein Pferdegelächter aus; und Sebaldus, der jetzt erst merkte in was für Gesellschaft er war, ließ sich durch kein Zureden aufhalten, sondern eilte zur Thüre hinaus, und schöpfte nicht eher wieder frische Luft, bis er auf der Straße war. Er empfand den ehrlichen Unwillen eines verständigen Mannes, wenn er merkt daß er einer Gesellschaft von Narren zum Schauspiele dienen soll. Hiezu kam die Bekümmerniß über seine nun mehrmals fehlgeschlagene Hoffnung, sich die ersten Bedürfnisse des Lebens zu schaffen.

Er wollte eben in laute Klagen ausbrechen, als ihm sein gewesener Reisegefährte begegnete. Dieser war in einen guten tuchenen Rock gekleidet, ging mit niedergeschlagenen Augen ernsthaft einher, in Gesellschaft eines braunen von der Sonne verbrannten Menschen von widriger Miene, der in Reisekleidern, und mit einem Hirschfänger umgürtet war. Er würde den Sebaldus nicht angesehen haben, wenn dieser ihn nicht bey der Hand genommen, und ihn also angeredet hätte:

»Ach! Sie haben wohl recht, daß in dieser Stadt alle christliche Liebe erloschen ist. »Aus den Häusern weiset man mich weg, »und auf der Straße bin ich unter hundert »Menschen, die bey mir vorbey ihren Vergnügungen oder Geschäften nacheilen, eben »so einsam, als in einer Wüste. Der Tag »fängt an sich zu neigen, und ich weiß noch »nicht, wo ich ein Obdach finden soll. Großer »Gott! was soll aus mir werden?«

»Ja freylich, sagte der Pietist, wo die »seligmachende Gnade nicht ist, da ist keine »Liebe, aber ein Christ muß doch nicht verzagen. Wissen Sie was? wenn es dunkler

»wird, so gesellen Sie Sich zu den Nacht»wächtern, und gehen mit ihnen auf eine »Hauptwache, da können Sie schlafen. Mor»gen früh wird sich wohl etwas finden. Le»ben Sie wohl, ich muß eilen.«

Sebaldus wollte ihn noch aufhalten, aber er riß sich los; denn er sollte einem jungen Herrn noch heute unverzüglich Geld verschaffen, und das Pfand war sehr sicher.

Sebaldus, von aller Hülfe verlassen, irrte noch einige Stunden, fast ohne Besinnung, auf den Straßen herum. Er hatte, seit dem frühen Morgen, noch nichts gegessen, war äußerst ermüdet von der Reise, sein Herz vom Gram zerrissen; seine Glieder ermatteten, alle Hoffnung verließ ihn, und er sank, als es jetzt dunkler ward, beynahe ohne es selbst zu wissen, unter dem Bogengange der Stechbahn in einen Winkel trostlos nieder. Hier lag er, unter den traurigsten Betrachtungen. Bald fiel ihm die Hartherzigkeit des Stauzius und des Präsidenten ein, die ihm in seinem Vaterlande nicht einmal die Luft gegönnet hatten; bald ging ihm die Gleichgültigkeit der Einwohner Berlins ans Herz, die auf das Elend eines Nebenmen-

schen so wenig Acht hatten. Die Standhaftigkeit, die ihm sonst sein ruhiges Temperament gewährte, hatte ihn ganz verlassen. Er stieß laute Seufzer und die bittersten Klagen aus. Er erregte dadurch die Aufmerksamkeit vieler Vorübergehenden, die von Gastereyen oder Spaziergängen zurück kamen. Einige sagten: »Da liegt ein Mensch!« andere: »Was muß das für ein Mensch seyn?« andere warfen ihm ein Paar Dreyer zu, die einen Mann, dessen Gesinnungen das Elend noch nicht ganz hatte erniedrigen können, demüthigten, ohne ihm zu helfen.

Endlich, da es schon ganz dunkel war, ging ein Mann mit einer Laterne in der Hand vorüber, eben als Sebaldus einen tiefen Seufzer ausstieß und in unzusammenhangende Klagen ausbrach. Der Mann leuchtete ihm mit der Laterne gerade ins Gesicht, und fragte, was er begehre? Ha! sagte Sebaldus mit starren Augen: »Ich möchte wohl einen »mitleidigen Menschen sehen; denn in dieser »Stadt kann eine menschliche Kreatur auf »der Straße verschmachten, indeß in allen »Häusern Wohlleben und Freude herrschet.«

Der Vorübergehende fragte weiter, und

erfuhr in wenig Worten, wer Sebaldus sey, und die fehlgeschlagenen Versuche dieses Tages.

»Sie haben Sich, mein Freund,« sagte der Mann mit der Laterne, lächelnd: »nur »an allzureiche Leute gewendet. Ein wohl»habender Mann kennt das wahre Bedürf»niß eines Unglücklichen nicht recht, wirft »ihm aufs höchste einen Dreyer oder Pfennig »zu, und geht weg. Königen können am »besten Könige, und Armen am besten Arme »helfen. Stehen Sie auf!« Er hob ihn auf, und führte ihn mit sich.

Dieser Mann war Schulmeister in einer von den Freyschulen für arme Kinder, die eine rechtschaffne Patriotinn *), aus Liebe zu guten Handlungen, zuerst angelegt hat, und die bisher durch die Mildthätigkeit von Men-

*) Die sel. Feldmarschallinn von Spaen setzte zuerst ein Kapital zu Einer Freyschule aus, die im Jahre 1699 eröffnet ward. Auch die folgenden Freyschulen sind bloß durch Vermächtnisse, und freywillige Beyträge edelmüthiger Wohlthäter bestanden. Im Jahre 1797 wurden in denselben 1567 Kinder umsonst unterrichtet.

schenfreunden unterhalten wurden. Er hatte bey einer sauern Arbeit ungefähr das nothwendigste Auskommen. Seine Frau und einzige Tochter halfen arbeiten, um sich zu erhalten. Er stellte ihnen bey seiner Zuhausekunft den Sebaldus vor, der mit herzlicher Gastfreundschaft empfangen ward. Sie erquickten ihn mit einer frugalen Abendmahlzeit, und hernach ward ihm, in einer Art von Abschlage auf dem Boden, ein Lager von frischem Strohe angewiesen, zu dessen Verbesserung sowohl der Alte, als das gute Mädchen, jeder ein Stück Bette hergab.

Fünfter Abschnitt.

Sebaldus wachte erst gegen acht Uhr auf, sehr gestärkt durch die Ruhe, und fand schon seinen Wohlthäter bey seinen Schülern, dessen Frau beym Seidewickeln, und die Tochter bey einem Nähtahmen beschäftigt. Er fing sogleich ungebeten an, seinem Wohlthäter in seiner Schularbeit zu helfen.

Nach dem Mittagsessen dankte er ihm von ganzem Herzen für seine gastfreye Aufnahme, und fügte die Bitte hinzu, daß er ihm Anleitung

tung geben möchte, selbst sein Brot zu verdienen.

»Was meinen Sie zu verstehen,« antwortete der Schulmeister, »das hier in Berlin »brauchbar wäre, und das Sie lehren oder »ausüben könnten?«

»Ich habe gedacht,« sagte Sebaldus: »da »doch in dieser großen Residenz die wichtigsten »Landes- und Regierungsangelegenheiten, »Kriegsanschläge, Handlungs- und Nahrungsgeschäfte, u. s. w. vorkommen müssen, »und da keine von diesen Sachen ohne Philosophie geführet werden kann; so würde ich »am besten mein Auskommen finden, wenn ich »Unterricht in der Philosophie gäbe. Wenn »ich auch nicht an die Großen käme, so muß »doch ein jeder Bürger vernünftig zu leben suchen, und dies kann ich nach den »neuesten und gründlichsten Grundsätzen des »Herrn D. Crusius lehren. Ich kann aus der »Thelematologie, aufs unwiderleglichste, »die Ethik, die natürliche Moraltheologie, das Recht der Natur und »die allgemeine Klugheitslehre herleiten. Denen die nicht so tief eindringen »wollen, kann ich einen halbjährigen Kursus

»über Wüstemanns Einleitung in die »Philosophie des Herrn D. Crusius »halten.«

»Wer ist der Crusius? und wer ist der »Wüstemann?«

»Wie! Herr Doktor Crusius ist ein »weltberühmter Mann, den alle Gelehrte »aus Einem Munde preisen, der die Thele»matologie erfunden hat, der sich dem »Wolfischen Fatalismus entgegengesetzt hat; »dessen Schriften müssen ja wohl alle Ge»lehrte in Berlin sich zum täglichen Studium »machen.«

»Vielleicht! Ich bin kein Gelehrter, doch »bin ich in vielen Häusern in Berlin bekannt; »ich war drey Jahre Schreiber bey einem »Mitgliede der Akademie der Wissenschaften, »zwey Jahre Bedienter bey einem Minister, »und anderthalb Jahre Küster bey einem sehr »gelehrten Prediger, der mir alle seine Ma»nuskripte vorlas; und doch habe ich den Na»men Crusius in meinem Leben nicht nen»nen hören. Und wie hieß der andere? —«

»Magister Wüstemann. Dieser hat die »freylich etwas weitläuftigen Schriften des »Herrn Doktors in einen kurzen Begriff ge-

»bracht. Ich dächte, er müßte auswärts eben »so berühmt seyn, als Wichmann, Rein»hard, Schmid, Pezold, die des Herrn »Doktors lateinische Schriften, den Ungelehr»ten zum Besten, ins Deutsche übersetzten. »Zudem wird, wie ich höre, in Leipzig und »in Wittenberg über seine Einleitung ge»lesen.«

»Ich habe schon mehrmal bemerkt, daß »Leute die auf Universitäten für sehr berühmt »gehalten werden, in Berlin keinem Menschen »bekannt sind. Ich glaube überhaupt nicht, »daß Sie in Berlin durch Philosophie Ihr »Glück machen können. Da hilft Gunst und »Protektion, tiefes Beugen und langes War»ten oft mehr, als das beste System. Was »haben Sie sonst studirt? Womit haben Sie »Sich außer der Philosophie am meisten be»schäftigt?«

»Ich habe meine Nebenstunden hauptsäch»lich zur Verfertigung eines Kommentars über »die Apokalypse angewendet. Ich habe ihn »bey einem Freunde niedergelegt. Mir fällt »eben ein, ich könnte ihn kommen lassen; »denn unter uns gesagt, ich beweise darin, »daß der König von Preußen in Kurzem an»

»sehnliche Provinzen erhalten wird, nebst vie-
»len andern wichtigen und nützlichen Dingen.«

»Mein lieber Freund, die Apokalypse ist
»in Berlin noch weniger in gutem Geruche,
»als die Philosophie. Wollten Sie weißagen,
»so mußten Sie vor drey oder vier Jahren
»kommen, als wir noch Krieg hatten; denn
»da galten noch die Weißagungen etwas.
»Und doch ist die Frage, ob nicht Pfan-
»nenstiel der Leinweber weit über Sie
»gewesen seyn würde, welcher nicht allein die
»Schlacht bey Zorndorf auf den Tag vorher
»sagte da sie wirklich geschah, sondern auch,
»was noch mehr war, den Gesang der den
»darauf folgenden Sonntag in der Kirche ge-
»sungen werden sollte. Nein! mit Weißagun-
»gen kommen wir nun in Berlin nicht mehr
»fort. Verstehen Sie nichts anders? Können
»Sie Französisch, können Sie rechnen, kön-
»nen Sie tanzen, können Sie den Hunden
»den Tollwurm schneiden? Dies sind Künste
»die ihren Mann ernähren.«

»Von alle dem verstehe ich nichts,« sagte Sebaldus ganz kleinmüthig. »Ich verstehe
»zwar noch etwas; aber das wird mich auch
»zu nichts führen, da man in Berlin sogar

»mit der Philosophie nicht fortkommt. Ich »kann ein wenig auf dem Klaviere spielen; »aber was kann mir das nützen?«

»Halt, mein Freund, damit kommen wir »weiter, als mit allem andern. Diese Ge»schicklichkeit wird Ihnen nicht reichliches, »aber doch nothdürftiges Brot geben. Sie »werden auch Noten schreiben können. Mit »diesen beiden Künsten habe ich mich selbst »über zwey Jahre erhalten.«

Sebaldus ward also zu einem Musiker von der untern Klasse umgeschaffen. Er unterwies gemeiner Leute Kinder auf dem Klaviere, und für vornehmere schrieb er Noten. Er ward hierdurch, zu seinem großen Vergnügen, in gar kurzer Zeit in den Stand gesetzt, seinem Wohlthäter und vertrauten Freunde nicht ferner beschwerlich zu fallen, ob er gleich fortfuhr bey ihm zu wohnen.

Es waren schon ein paar Monate, in Zufriedenheit und ohne merkwürdige Vorfälle, verflossen, als eines Tages dem Sebaldus von einem gewissen Herrn F*** einige Musikalien zum Abschreiben zugeschickt wurden. Er ward auf diesen Namen sehr aufmerksam, weil er glaubte ihn irgendwo gehört zu haben.

Nach näherer Erkundigung erfuhr er, daß dieser Mann bey einem Grafen Hofmeister gewesen, von dem er noch eine ansehnliche Pension erhalte. Nun besann er sich, daß das Rekommendationsschreiben des Majors in Leipzig an einen Mann dieses Namens gerichtet gewesen wäre, an welches er, seitdem es verloren war, nie gedacht hatte. Um diesen Mann näher kennen zu lernen, überbrachte er seine Abschriften selbst, gab sich zu erkennen, und ward von Herrn F*** mit der größten Freundschaft aufgenommen. Noch mehr, er erfuhr von ihm, daß der Major durch Wunden zum Dienste untüchtig, in Berlin von einem Gnadengehalte lebe.

Er sah denselben noch an eben dem Tage in Gesellschaft des Herrn F***, und ward von ihm mit herzlichem Händedrucke empfangen. Der Major biß die Zähne zusammen, als er hörte wie treulos Stauzius, nach dem Abmarsche des Obersten, gegen seinen Freund gehandelt habe, und erbot sich auf die treuherzigste Weise, ihm durch Vorsprache noch eine Feldpredigerstelle zu verschaffen, bis dahin aber sein Gehalt mit ihm zu theilen. Sebaldus, obgleich über diese großmüthigen An-

träge gerührt, verbat sie doch. Das unabhängige Leben fing an ihm zu gefallen; und gewohnt wenig zu bedürfen, erwarb er mit seiner Arbeit mehr als er zu seinem Unterhalte nöthig hatte.

Mit Mühe ließ er sich bereden, bey dem Herrn F*** eine bequemere Wohnung einzunehmen und desselben Tischgenosse zu werden, weil derselbe, seitdem er Wittwer war und seine Kinder verloren hatte, in der Einsamkeit einen Gesellschafter zu haben wünschte.

Sechster Abschnitt.

Einsmal, nach dem Mittagsessen, verlangte Herr F*** vom Sebaldus die ausführliche Erzählung seiner Schicksale. Als sie geendigt war, gingen sie, weil es einer von den schönen Herbsttagen war, die unter diesem Himmelsstriche oft den Sommertagen weit vorzuziehen sind, nach dem Weidendamme. Sebaldus war über die Schönheit dieses Spaziergangs entzückt. Mitten in einer bewohnten weitläuftigen Stadt erblickte er eine große grünende Wiese, umkränzt mit Weiden, hoch und belaubt wie sonst nur Ulmen und Linden

zu seyn pflegen *); dieser ländlichen Scene gegenüber, Gärten und Gartenhäuser, Werke der Kunst, ohne Pracht aber anmuthig; und zwischen beiden Aussichten den Spreestrom von Schwänen bewohnt. Er genoß ganz das Vergnügen des reizenden Anblicks; er wollte es seinem Gesellschafter mittheilen, aber nun ward er erst gewahr, daß derselbe in tiefen Gedanken einherging, und anstatt auf seine Ausrufungen zu antworten, einigemal tief seufzte.

»Was fehlt Ihnen?« fragte ihn Sebaldus, »Sie scheinen ganz tiefsinnig zu seyn.«

»Ihre Geschichte,« antwortete Herr F***, »bringt mir das ganze finstere Gemälde der »Intoleranz und der Priestergewalt lebhaft »wieder zu Gemüthe. Ich bin selbst ein »Opfer derselben gewesen. Ich habe erfah-

---

*) Im Jahre 1772 ist ein Theil dieser Wiese bebauet worden, aber wenigstens ein kleiner Theil der schönen Weidenbäume sind glücklicherweise stehen geblieben, von denen der Naturkundiger Schreber sagt: daß er sie, von solcher Höhe und Schönheit, auf seinen Reisen noch nirgend gesehen habe.

»ren, was es heiße, seine gesunde Vernunft »unter den Gehorsam vorgeschriebener sym»bolischer Bücher gefangen zu nehmen; ich »habe erfahren, welchen bequemen Vorwand »solche Vorschriften herrschsüchtigen und eigen»nützigen Geistlichen darbieten, um ihre Ab»sichten in der Stille auszuführen; ich habe »erfahren wie bitter der Haß ist, den sie au»genblicklich gegen jeden erregen, den sie ei»ner Abweichung zeihen können. Und das »wird ihnen leicht, so lange sie das Volk in »der Meinung zu erhalten wissen, daß solche »Vorschriften unwiderruflich fest stehen bleiben »müssen.«

Sebaldus war begierig diese Geschichte zu hören, und Herr F*** erzählte sie folgendermaßen:

»Ich war in meinen jüngern Jahren drit»ter Diakon an der Kirche einer Stadt eines »kleinen Fürstenthums. Ich lebte vergnügt, »ich hatte Freunde. Der Superintendent war »ein ganz feiner Mann, auch nicht fremd in »verschiedenen Arten der Gelehrsamkeit. Wir »unterredeten uns oft von Verbesserung der »Mängel der Religion; denn ob er gleich »nichts dazu beyzutragen Lust hatte, so mochte

»er doch gern, unter vier Augen, davon spre-
»chen. Er freute sich, daß ich selbst dächte.
»Ich durfte ihm meine Zweifel vortragen;
»und da ich oft mit seinen Beantwortungen
»zufrieden war, gewann er mich lieb. Die
»Hauptneigung dieses alten Mannes war die
»Naturgeschichte, und zwar hauptsächlich die
»Nomenklatur und Klassifikation derselben,
»welches nun freylich eben nicht meine Nei-
»gung war. Er wollte mich belohnen, indem
»er mich zum Mitgliede einer Gesellschaft
»aufnehmen ließ, welche er mit dem Bürger-
»meister, dem Konrektor und dem Apotheker
»errichtet hatte. Diese sammelten Insekten,
»Vögel, Steine, Versteinerungen, Minera-
»lien, tauschten mit benachbarten Liebhabern,
»brachten Kabinette zusammen, ordneten sie
»bald nach diesem bald nach jenem Systeme,
»lasen sich lange Abhandlungen darüber vor,
»wozu der Superintendent die Theologie lieh,
»und keinen Insektenflügel, keine Vogelklaue,
»oder Quarzdruse, ohne erbauliche Nutzan-
»wendung ließ. Dies war alles ganz gut,
»nur für mich ein wenig langweilig. Ich
»fing also nach einiger Zeit an, seltener in
»die Gesellschaft zu kommen, und vermied, so

»viel ich konnte, auf die Insektenjagd zu ge»hen. Hierüber bekam ich einen Verweis vom »Superintendenten; denn so freundschaftlich »er war, hatte er doch den kleinen Fehler, »daß er sich derer ganz bemächtigte, die er »in Affektion genommen hatte. Er ordnete »ihre Studien an, er bestellte ihr Hauswesen, »er erdachte Vergnügungen für sie, und hatte »für Alles weise Gründe anzuführen, denen »man nicht widersprechen durfte. Ich konnte »mir also nicht merken lassen, daß Sammle»reyen und Klassifikationstabellen, wie er sie »liebte, für mich sehr wenig Reiz hatten, son»derlich, wenn dabey bloß die Augen und »das Gedächtniß, keineswegs aber der Ver»stand, beschäftigt ist. Hingegen mußte ich »geduldig zuhören, wenn er mir als eine vä»terliche Weisung einprägte: »Daß Spekula»tion den Geist nicht bessere, daß man, bey »tiefsinnigen Untersuchungen über Raum und »Zeit, ein Deist bleiben könne, daß hingegen »durch Walpurgers kosmotheologische »Betrachtungen *) schon mancher Freygeist »bekehret worden sey.« Er stichelte mit sol-

*) Ein Buch in vier dicken Quartbänden.

»chen Worten zugleich auf den Umgang, den
»ich mit einem jungen Officier angefangen
»hatte, einem Jünglinge von guten Gaben
»und guten Gesinnungen, der, obgleich ein
»wackerer Soldat, gleichwohl die Wissenschaf-
»ten liebte, und sich, gleich mir, gern mit
»philosophischen und moralischen Untersuchun-
»gen beschäftigte. Dieser Umgang hatte auf
»keine Weise den Beyfall des Superintenden-
»ten; denn weil ihm ein sehr hoher Begriff
»von der Würde des geistlichen Standes
»beywohnte, so wollte er, daß ein Geistlicher
»nur mit seinen Amtsbrüdern, oder mit an-
»dern alten ernsthaften angesehenen Männern
»umgehen sollte. Er verlangte, jeder Schritt
»eines Geistlichen solle verrathen, daß er zu
»den Lehrern des menschlichen Geschlechts ge-
»höre; er verlangte, daß er vor allem ver-
»meiden solle, sich auf irgend eine Art zu
»kompromittiren; daß er sich beständig be-
»dächtig anstellen, und sogar auf der Straße
»langsamer gehen solle als die Laien. Ich
»war freylich anderer Meinung. Ich bildete
»mir ein, es wäre sehr nützlich, wenn ein
»Geistlicher sich im Umgange nicht auf Per-
»sonen seines Standes einschränke, sondern

»auch öfters mit Weltleuten umginge; ich »glaubte, er würde dadurch ein gewisses stei»fes Wesen ablegen, das man von der Uni»versität und aus dem Kandidatenstande mit»bringt; er würde, wenn er die mannichfal»tigen Einsichten und Verdienste von Perso»nen anderer Stände oft vor Augen hätte, »sich den Lehrerton abgewöhnen, der bey ver»ständigen Leuten den Prediger nie ehrwür»diger macht, oft aber wohl zur Zurückhal»tung und zum Kaltsinne Anlaß giebt; er »würde, wenn er sich der Sitten, der Be»schäftigungen, der Vergnügungen anderer »Menschen nicht schämte, weit eher ihr Zu»trauen erhalten, würde sie genauer kennen »und folglich auch ihren Gemüthszustand bes»ser beurtheilen lernen, als wenn er bloß mit »Leuten umginge, die mit ihm aus eben dem »steifen Kompendium der theologischen Moral »räsonniren, worin nicht selten Dinge als »ausgemachte Wahrheiten behauptet werden, »die oft ein einziger Blick in die Natur des »Menschen und in den Lauf der Welt wider»legt.«

»Dies waren die Vortheile, die ich mir »von der Freundschaft mit dem jungen Offi»

»riere versprach, und von den ausgesuchten
»Gesellschaften in die er mich zuweilen führte.
»Indessen brachte dieser mein sogenannter
»weltlicher Umgang mir bey dem Super-
»intendenten großen Nachtheil. So wie ich
»den Zirkel überschritt, den er mir angewie-
»sen hatte, ward er gegen mich kälter und
»feyerlicher, und so wenig er sich gegen mich
»deutlich erklärte, konnte ich doch merken,
»daß seine Zuneigung abgenommen hatte.«

»Mein Unstern trieb mich endlich, ein
»Buch zu schreiben, worin ich mich über ge-
»wisse dogmatische und moralische Materien
»freymüthig erklärte, worüber ich lange und
»reiflich nachgedacht hatte. Dies machte im
»Städtchen Aufsehen. Weder der Superin-
»tendent noch meine übrigen Kollegen, nebst
»ihren Vorfahren seit drey Generationen hat-
»ten jemal ein Buch geschrieben. Man hielt
»mich also für naseweis, daß ich, der jüngste
»Diakon, hierin eine Neuerung machte. Selbst
»der Superintendent billigte diesen Schritt
»nicht; besonders war ihm die dreiste Art
»sehr mißfällig, womit ich verjährte Vorur-
»theile angegriffen hatte. Vergebens erinnerte
»ich ihn, daß dieses zum Theile eben die Sätze

»wären, die ich aus seinem eigenen Munde
»gehört hatte, und über deren Richtigkeit wir
»in unsern Unterredungen übereingekommen
»wären.«

»Das war ganz etwas anders,« versetzte er etwas erhitzt: »Dergleichen Sachen kann »man wohl unter vier Augen untersuchen, »aber man muß sie nicht öffentlich sagen. »Und Sie am wenigsten, als ein Prediger, »hätten Sich hierüber so positiv erklären sollen. »Wir müssen uns dem Urtheile des gemeinen »Haufens nicht bloß stellen; er erschrickt über »ungewohnte Wahrheiten, und wir verlieren »das Zutrauen das wir zu seiner Besserung »anwenden könnten. Wenn ein Prediger Zwei»fel über dogmatische Sätze hat, so ists am »besten daß er sie ganz verschweige; aufs »höchste kann er lateinisch darüber schreiben, »für gelehrte Theologen, die davon so viel »in die Welt können kommen lassen als sie »nöthig finden.«

»Vergebens stellte ich ihm vor, wie nöthig »es sey, den großen Haufen über gewisse »Wahrheiten zu belehren; vergebens bemerkte »ich, daß viele Zweifel deshalb nicht unbe»kannt blieben, wenn auch die Gottesgelehr-

»ten davon schwiegen, indem sie den soge-
»nannten Weltleuten aus andern Büchern,
»und durch Unterhaltungen mit denkenden
»Köpfen schon längst bekannt und eben dar-
»um näher beleuchtet und erörtert werden
»müßten, damit ihre Wirkung nicht noch
»nachtheiliger werden möge. Ich ging noch
»weiter; ich wollte ihm zeigen, daß ich aus
»nöthiger Klugheit noch verschiedene Gedan-
»ken verschwiegen hätte, die ich öffentlich be-
»kannt zu machen noch nicht für rathsam
»hielte. Ich entdeckte ihm einige; sie gefielen
»ihm nicht; er wollte mich widerlegen; ich
»suchte mich zu vertheidigen, und was das
»schlimmste war, ich hatte Recht. Er ward
»hitzig, nahm ein saures Amtsgesicht an,
»that einen Machtspruch, und brach das Ge-
»spräch ab.«

»Der gute alte Mann sah es zwar ganz
»gern, wenn andere in so weit frey dachten,
»als er sich selbst das Ziel gesteckt hatte; aber
»denjenigen der nur Einen Schritt weiter ge-
»hen wollte, verachtete und haßte er noch
»mehr, als den der alles beym Alten ließ.
»Er hat es mir nachher nie vergeben daß ich
»hatte weiter sehen wollen als er. Nun war

»ferner

»ferner auf keine Freundschaft mit ihm zu rech»nen. Er mißbilligte öffentlich mein Buch, »um sich zugleich selbst desto kräftiger vor »dem Verdachte der Heterodoxie zu sichern, »und machte dadurch meinen Kollegen mehr »Muth, die schon längst den jungen gelehr»ten Diakon mit scheelen Augen angesehen »hatten. Man vermied mich, man lud mich »ferner nicht zu den gewöhnlichen Zusammen»künften ein, und ich blieb ganz einzeln, mit »meinem Freunde dem Officiere.«

»Ich hatte nur ein sehr kümmerliches Aus»kommen. Man weiß, wie schlecht überhaupt »die festgesetzte Geldeinnahme der Prediger ist. »Ihr hauptsächlicher Unterhalt beruht auf zu»fälligen Einkünften, besonders auf dem Beicht»gelde. Zu der Zeit, da die Laien glaubten »daß sie bloß von dem Priester, durch Beichte »und Absolution, die Vergebung der Sünden »erhalten könnten, wendeten sie auf eine so »nöthige Waare freylich schon ein Erkleckliches. »Nachdem man ihnen aber in Schriften und »von den Kanzeln so nachdrücklich eingeprägt »hat, ohne wahre Besserung des Herzens habe »die Absolution gar keine Kraft, so merkt die »große Menge, welche nie Willens gewesen

»ist sich zu bessern, daß sie ihr Geld für eine »leere Ceremonie ausgebe, und verlangt also »die Absolution viel seltner und bezahlt sie »viel kärglicher. Da nun folglich hierauf we»nig mehr zu rechnen war, so konnten wohl»gesinnte gelehrte Prediger, die nur ihre »Pflichten zu erfüllen suchten, ganz ruhig dar»ben; aber ökonomische Prediger, die ihr Amt »als eine Art von Pachtung betrachteten welche »aufs beste zu benutzen wäre, sahen sich zu »einer ganz andern Art von Industrie genö»thigt. Sie gingen in die Häuser, machten »sich ihren Pfarrkindern nothwendig, erkun»digten sich nach ihrem Hauswesen, erforsch»ten ihre Zwistigkeiten um sie zu schlichten, »und gewannen durch fromme Unterredungen »das Zutrauen der reichen Bürgerweiber. Da »nun die Kirchkinder merkten, daß der Pfar»rer etwas fürs Geld that, so bezahlten sie »ihn auch reichlicher; der gelegentlichen Braten, »Kuchen, Zuckerhüte, Magenmorsellen und »anderer Geschenke nicht zu gedenken. Ohne »dergleichen Priesterkünste wird ein ehrenfester »Bürgerssohn, der im geistlichen Stande nur »ein gemächliches Leben sucht, und sonst als ein »Pächter oder als ein Krämer auch sein gutes

»Auskommen hätte haben können, es schwer-
»lich der Mühe werth finden ein Prediger zu
»seyn. Meine Kollegen übten diese Künste in
»ihrem ganzen Umfange aus, und hatten
»auch vollkommen Muße dazu, weil sie we-
»der durch Studiren noch durch Nachdenken
»davon abgehalten wurden; Dinge, womit ich
»die meiste Zeit zubrachte, die mir von mei-
»nen ordentlichen Amtsgeschäften übrig blieb.«

»Ich würde den drückenden Mangel noch
»gern ertragen haben; weil ich mich, von Ju-
»gend auf, gewöhnt hatte wenig zu bedürfen.
»Aber ich hatte mich in ein junges, schönes
»und verständiges Frauenzimmer verliebt, die
»nicht das geringste Vermögen besaß. Die
»größte Glückseligkeit meines Lebens hing von
»dieser Verbindung ab, welche bey meinem ge-
»ringen Einkommen unmöglich schien. Bloß
»um dies Hinderniß zu heben wünschte ich eine
»Verbesserung meiner Umstände; aber mit dem
»Verluste der Freundschaft des Superintenden-
»ten war alle Hoffnung dazu, in meiner jetzi-
»gen Lage, verschwunden. Ich hätte mir nicht
»zu rathen gewußt, wenn mir nicht mein
»Freund, der junge Officier, eine einträgliche

»Pfarre in einem benachbarten Fürstenthume »verschafft hätte.«

»Ich nahm sie ohne Bedenken an. Wäh»rend des Gnadenjahrs heurathete ich meine »Braut, und träumte von weiter nichts als »von Glück und Vergnügen, indeß an dem »Orte meines künftigen Aufenthaltes sich ein »Wetter wider mich zusammen zog. Ein an»derer Prediger hatte sich große Hoffnung zu »meiner Stelle gemacht, und konnte mir nicht »verzeihen daß alle seine Bewerbungen frucht»los gewesen waren. Er breitete gräßliche Ge»rüchte von meiner Heterodoxie aus, und be»rief sich auf mein gedrucktes Buch, wo sie »schwarz auf weiß zu lesen stände. Die Schnei»der und die Schornsteinfeger in meiner Diö»ces lasen eine philosophische Abhandlung, die »nicht für sie geschrieben war, und fanden »Ketzerey über Ketzerey darin.«

»Als ich also mein Amt antreten wollte, »fand ich meine ganze Gemeinde wider mich »eingenommen; die Leute auf der Gasse gaff»ten mich als ein Wunderthier an, und dräng»ten sich vor mein Haus, um den neuange»kommenen Ketzer zu sehen. Zugleich erfuhr »ich, alsdann erst, daß in diesem Fürstenthume

»ein paar symbolische Bücher mehr als in je»nem andern müßten beschworen werden, und »daß die Prediger in dieser Stadt sich auf »eine besondere Formulam committendi voll »abgeschmackter Schuldistinktionen müßten ver»pflichten lassen, in welche noch, (weil mein »Gegner bey Leuten von Ansehen eben so we»nig müßig gewesen war als bey dem Pöbel) »wider meine besondere Ketzereyen, drey spitz»fündige und verfängliche Klauseln wären ein»verleibt worden, die ich zu unterschreiben hätte, »ehe ich mein Amt anträte.«

»Ich war wie vom Blitze gerührt. Es war »sehr hart, etwas zu beschwören und zu un»terschreiben das ich nicht glaubte; und gleich»wohl, wenn ich es nicht that, brachte ich »mich selbst an den Bettelstab, und stürzte »meine Frau ins äußerste Elend, die seit ei»nigen Monaten schwanger war und die ich »wie meine Seele liebte.«

»Mein Entschluß mußte kurz gefaßt wer»den; denn man hielt auf mich, ob ich mich »weigern würde. Ich war in der ängstlich»sten Verlegenheit, welche ich, aus Zärtlichkeit, »meiner geliebten Gattinn zu verbergen suchte. »Ich ging den folgenden Morgen mit Auf-

»gange der Sonne zum Thore hinaus, um »meinen Gedanken nachzuhängen, und folgte »der Landstraße, die mich an einen Wald »führte. In demselben hatte ich eine Zeitlang »herum geirret, als mir unvermuthet ein ha»gerer blasser Mensch entgegen lief, dem die »Verzweiflung an der Stirn geschrieben war. »Er hielt mir einen starken Knüttel vors Ge»sicht, und forderte, mit einem schrecklichen »Fluche, mein Geld oder mein Leben. Ich »war erschrocken und wehrlos, gab ihm also »meinen Beutel, der, von einigen Thalern »kleiner Münze schwer, mehr werth schien als »er es war. Der Räuber sah ihn starr an, »und rief: »Nein! das ist zu viel!« Er »band den Beutel auf, wollte etwas heraus »nehmen, aber die Hand zitterte ihm. Er »warf den Knüttel weg, fiel vor mir auf die »Knie, hielt mir den Beutel vor, und schrie »laut:«

»»Ich kann nicht! Ich kann nicht! Nein! »lieber Herr! ich bin kein Straßenräuber! Ich »bin ein unglücklicher Vater. Geben Sie mir »Selbst nur so viel, daß meine Frau und »meine armen Kinder nicht noch heute Hun»gers sterben!««

»Ich rief voll Entsetzen: »Nimm, Freund!
»Ich bin arm, aber nicht so arm als du!«
»Indem hörte ich in der Nähe einen weibli-
»chen Schrey. Eine Frau, mit einem viertel-
»jährigen Kinde im Mantel, schleppte sich zu
»uns, drey kleine Kinder in Lumpen folgten
»ihr. »Mann! was willst du machen!«
»schrie sie, und sank halb todt zu meinen
»Füßen.«

»»Dich und deine Kinder nicht vor meinen
»Augen verschmachten sehen!« rief er mit wil-
»dem Tone.«

»Ich suchte diese Leute zu besänftigen. Ich
»setzte mich zu ihnen nieder, fragte wie sie
»hieher kämen, und was dies alles bedeuten
»solle?«

»»Lieber Herr! sagte der Mann, nachdem
»er ein wenig Athem geschöpft hatte, ich bin
»ein Baumwollenweber. Ich wohnte in einem
»Flecken in Böhmen, und hatte sonst mein
»gutes Auskommen, aber unser Gutsherr war
»ein harter Mann; er wollte uns nicht Gott
»nach unserm Glauben dienen lassen; wir soll-
»ten in die Messe gehen, und wir hielten dies
»wider unser Gewissen. Ich will mich aufma-
»chen, sagte ich, und in ein protestantisches

»Land gehen, wo ich Gewissensfreyheit habe.
»Ich flüchtete; ich kam bis in eine Stadt ei-
»nige Meilen von hier, ich ward wohl auf-
»genommen, und konnte frey in die Kirche
»gehen. Doch es ist nicht genug in die Kirche
»zu gehen, man muß auch Frau und Kinder
»ernähren. Ich fing also an mit Mühe einen
»Stuhl zurecht zu bringen, und webte Kotto-
»nade. Dieses Zeug war dort bisher noch
»unbekannt gewesen; es fand viele Käufer,
»sobald es bekannt wurde. Plötzlich ward ich
»auf das Rathhaus gerufen, und bekam Be-
»fehl, meine Arbeit einzustellen. Ich fragte er-
»staunt: Weswegen? — Weil Ihr ein Pfuscher
»seyd, rief der Altmeister der Raschmacher,
»welches die stärkste Zunft in der Stadt ist,
»weil Ihr keinen Lehrbrief vorzeigen könnt,
»und weil Ihr kein Meisterstück gemacht
»habt. — In Böhmen, erwiederte ich, giebt
»man keine Lehrbriefe, sondern es kann we-
»ben wer will, und was er will; und was
»das Meisterstück anbetrifft, so seht meine
»Waare an, ob sie nicht so gut ist als irgend
»Kottonade seyn kann. — Eben dieses Zeug
»sollt Ihr gar nicht machen; es ist verboten,
»sagte ein Rathsherr sehr ernsthaft. — Wes-

»wegen? sagte ich noch mehr erstaunt. —
»Weil es nicht der Vorschrift gemäß ist; weil
»es der Grundverfassung der Stadt zuwider
»seyn würde. Schon vor langen Jahren ha-
»ben die Gewerke Streit miteinander gehabt,
»und da ist durch ein Gesetz festgesetzt worden,
»was für Zeuge, und wer sie machen soll;
»die Leinweber Leinwand, die Tuchmacher
»Tuch, und die Raschmacher Rasch. — Aber,
»lieber Gott! rief ich, was kann ich dafür,
»daß derjenige der das Gesetz machte, alle
»möglichen Zeuge in Leinwand, Tuch und
»Rasch abtheilte, und nicht daran dachte, es
»könne auch Zeug in der Welt geben das aus
»Leinen und Baumwolle gewebt wird. — Kurz
»um, hieß es, Euer Gesuch ist wider alle
»gute Polizey, laßt ab das neue Zeug zu
»machen das wir nicht dulden wollen, oder
»man wird Euch Ernst weisen.««

»»Ich mußte aber fortarbeiten, wenn ich
»leben wollte; und so kamen des andern Ta-
»ges die Altmeister, schlugen meinen Stuhl
»auseinander, und brachten ihn mit allem
»meinem Werkzeuge aufs Rathhaus. — Ich
»schrie über Gewalt. — Hat man Euch nicht
»genug gewarnt? sagte der Rathsherr frostig. —

»Aber, lieber Gott! ich muß ja Hungers ster-
»ben, wenn ich nicht arbeiten soll. — Wer
»sagt denn, sprach der Rathsherr mit weiser
»Miene, daß Ihr nicht arbeiten sollt? Ihr
»sollt nur nicht solches Zeug machen, das wir
»hier bey uns nicht leiden wollen; es sind ja
»sonst Handwerke genug. — Aber, lieber
»Herr! sagte ich, die werden auch zünftig
»seyn, und werden mich nicht aufnehmen,
»und denn habe ich einmal nichts anders ge-
»lernt als Kottonade weben. — Ich merke
»wohl, Ihr seyd widerspenstig; seht zu, ob
»man Euch sonst wo dulden will, bey uns
»werden wir Euretwegen die Gesetze nicht
»ändern: — dies war mein Abschied.««

»»Ich mußte also mit meiner Familie fort.
»Gestern Abend kamen wir bey der benach-
»barten Stadt an, wo man uns nicht ein-
»lassen wollte weil wir keinen Paß hatten.
»Ich besaß keinen Heller mehr; wir alle hat-
»ten den ganzen Tag nichts gegessen. Wir
»mußten in diesem Walde unter einem Bau-
»me bleiben, die Kinder schrieen bis nach
»Mitternacht um Brot. Ich war außer mir,
»daß ich ihnen nichts geben konnte. Nach
»ein paar Stunden unruhigen Schlummers,

»erwachte ich vor Sonnenaufgange; ich be»trachtete meine unglückliche Frau und Kin»der, und sah sie voll Entsetzen alle in die»sem Walde verschmachten. Ich erblickte von »fern einen einzelnen wohlgekleideten Men»schen. Die Verzweiflung gab mir einen bö»sen Rath. — Ich stutzte einen Augenblick »beym ersten Schritte; aber der Anblick meiner »schmachtenden Kinder brachte mich aufs neue »in Wuth. — Und wenn er sich wehrt, und »deiner mächtig wird? dacht' ich. — Ey nun, »so mag man mich gefangen nehmen; aber »dann wird man doch meine Frau und Kin»der im Spitale versorgen müssen. Ich stürzte »wie ein Unsinniger auf Sie zu. Aber Sie »wehrten Sich nicht, Sie gaben mir ruhig, »und mehr als ich für die jetzige Noth »brauchte. Wars nicht abscheulich, den Mann »zu berauben, der mir gutwillig würde gege»ben haben! — — Ich bin in Ihren Händen, »machen Sie mit mir was Sie wollen, aber »retten Sie nur meine unglückliche Frau und »Kinder. —««

»Ich war äußerst gerührt. Ich ließ den »unglücklichen Leuten was im Beutel war, »und eilte fort, um mich ihrem Danke zu »entziehen.«

»Mein Gott! dachte ich, dieser arme
»Mann leidet auch, weil die Vorfahren ein
»Symbolum für die Weber erdacht, und
»alle Zeuge, die man weben soll, auf Tuch,
»Rasch und Leinwand eingeschränkt haben!
»Und dieser übelverstandnen Formalie wegen
»sollen seine vier armen Kinder Hungers ster-
»ben? Er ist in Verzweiflung gerathen. Na-
»türlich! Das zahmste Thier wird wüthend,
»wenn es seine Jungen darben sieht! — Und
»ich, der ich auch Vater bin, soll ich mich in
»Gefahr setzen die Meinigen darben zu sehen?
»Oder soll ich — Ja ich will unterschreiben
»was man fordert. Die Erhaltung meiner
»selbst und der Meinigen ist die erste Pflicht,
»der alle andern weichen müssen, die damit
»in Kollision kommen. Kann ich den Lauf
»der Welt ändern? Die Könige und die Prie-
»ster haben den Erdkreis unter sich getheilt,
»so daß nichts mehr übrig ist. Auf dem Flek-
»ke auf dem ich athme, regiert jemand; wo-
»hin ich mich wenden könnte, wird ein ande-
»rer regieren. So wenig ich für mich unab-
»hängig bestehen, ohne Regenten seyn, oder
»mir Regenten und Regierungsform nach mei-
»nem Gefallen einrichten kann; eben so wenig

»kann ich für mich allein, mit meiner beson=
»dern Religion, leben. Jede Religionspar=
»tey die Gewalt hatte, zog einen Zaun um
»sich; habe ich nicht ihr Schiboleth, so heißt
»es noch Menschenliebe, wenn sie mich bloß
»ausstößt. Ich kann ihretwegen in die ganze
»weite Welt laufen; aber wohin ich trete, bin
»ich im Zaune einer andern, die mich wieder
»ausstößt. Wohl denn! ich will bleiben
»wo ich bin, und dulden was ich nicht än=
»dern kann.«

»Mit diesen Gedanken kehrte ich zurück,
»unterschrieb ohne die Augen aufzuthun, und
»trat mein Amt an. Meine Pfarrkinder, die
»mich predigen und Beichte sitzen und Kran=
»ken trösten sahen, so wie meine Vorfahren,
»wurden bald mit mir versöhnt, und wun=
»derten sich selbst, wie sie mich für einen so
»garstigen Ketzer hätten halten können. Aber
»nicht so meine Gegner! welche, ob sie gleich
»vor der Hand still schwiegen, nur auf eine
»Gelegenheit lauerten, mir den empfindlich=
»sten Stoß zu versetzen. Ich gab sie ihnen
»selbst an die Hand, durch einige Abhand=
»lungen ohne meinen Namen, die ich in ein
»Wochenblatt einrücken ließ. Mein Super=

»intendent entdeckte bald, daß weder die »Rechtfertigung, noch die Wiedergeburt, noch »die Erbsünde, noch der thätige Gehorsam, »noch die Homoousie, an der Stelle standen »wohin er sie gesetzt wissen wollte. Ich wurde »vor eine meinetwegen niedergesetzte Kom»mission citirt. Man begegnete mir im vor»aus als einem teuflischen Ketzer, man ver»langte Erklärung mit Ja oder Nein, ob ich »den symbolischen Büchern, *quia*, beyfiele, »oder nicht? Ich vertheidigte mich, und »brachte die Kommissarien noch mehr in Har»nisch; denn sie hatten einen bloßen Wider»ruf und Abbitte von mir erwartet. Kurz, »meine Absetzung war vorher schon unwider»ruflich beschlossen, und ich hätte vielleicht »mein Leben, als ein Übelthäter, in einem »Kerker endigen, oder mein Brot erbetteln »müssen, wenn nicht mein edelmüthiger Freund, »der junge Officier, sich abermal meiner an»genommen, und mir eine Hofmeisterstelle »bey einem jungen Reichsgrafen verschafft »hätte. Ich bin mit meinem Grafen durch »ganz Europa gereiset. Ich habe gesehen, »daß allenthalben, sogar in dem aufgeklär»ten Großbritannien, Aberglauben und Prie-

»stergewalt sich der Erleuchtung des mensch-
»lichen Geschlechts mit unüberwindlicher Macht
»entgegensetzen; daß allenthalben Dumm-
»köpfe, die eingeführten Lehren und Gebräu-
»chen folgen, laut sprechen und herrschen;
»und daß weise Leute, welche Mißbräuche
»einsehen und ihnen abhelfen könnten, nicht
»laut sprechen wollen oder dürfen. Nachdem
»mein Graf volljährig geworden, bin ich nun
»ganz unabhängig; und danke Gott, mich
»in einer Lage zu finden, in der ich meine
»Gedanken nicht ferner verhehlen, noch meine
»Ausdrücke auf Schrauben setzen darf.«

»Ja wohl, sagte Sebaldus, das ist die
»große Glückseligkeit, die man in Berlin ge-
»nießet. Hier ist das wahre Land der Frey-
»heit, wo jedermann seine Gedanken sagen
»darf, wo man niemand verketzert, wo christ-
»liche Liebe und Erleuchtung in gleichem
»Maße herrschen.«

»Ey! Sie haben ja von Berlin eine sehr
»gute Meinung, sagte Hr F*** lächelnd. Frey-
»lich! wer, so wie Sie und ich, kein Amt
»sucht, und nicht von der Meinung des
»Publikums abhangen darf, kann in Berlin
»denken und sagen was er will; mit demje-

»nigen aber, dem es nicht so ganz gleichgül-
»tig ist wie man seine Religionsmeinungen
»beurtheilt, ist es eine ganz andere Sache.
»Die Regierung begünstigt die Freyheit zu
»denken, besonders in Religionssachen; wir
»haben auch einige sehr würdige Geistliche,
»welche nicht Untersuchungen wichtiger Wahr-
»heiten zu Ketzerey machen; aber das Publi-
»kum ist nicht völlig so tolerant. Die Ein-
»wohner von Berlin sind so wenig, als die
»Einwohner irgend einer andern Stadt, ge-
»neigt, Neuerungen in der Lehre zu be-
»günstigen.«

»Das sollte ich kaum denken; wenigstens
»stehen sie auswärts in einem ganz andern
»Rufe. Man glaubt vielmehr, Berlin sey
»voll von Atheisten, Deisten, Naturalisten,
»und wer weiß von was für isten mehr.
»Man glaubt, jeder dürfe sich daselbst in Re-
»ligionssachen erlauben was er wolle. Ich
»selbst, ob ich gleich nicht lange in Berlin
»bin, habe zuweilen zufälliger Weise Reden
»gehört, die man an vielen andern Orten
»nicht so frey hätte führen dürfen ohne öf-
»fentliche Ahndung zu befürchten.«

»Nein! öffentliche Ahndung hier freylich
»nicht.

»nicht. Unsere Regierung hat schon seit lan»gen Jahren klüglich eingesehen, daß man »die Meinungen der Menschen von Reli»gionssachen deshalb nicht bessert, wenn man »sie einschränkt und ahndet, sondern daß man »vielmehr dadurch jede Thorheit eines Eife»rers oder Schwärmers zu einer wichtigen »Sache macht. Sie verfolgt niemand wegen »Meinungen, weshalb auch gute und schlechte »Meinungen in Berlin überhaupt nicht so viel »Aufsehen machen, als an andern Orten. Da»her kömmt es, daß in dieser Hinsicht, die Men»schen sich hier mehr so zeigen wie sie sind, »und daß es der Heuchler weniger giebt. Sie »können in Berlin vielleicht unter spekulati»ven Gelehrten einige gefunden haben, welche »die Offenbarung für unnöthig halten; und »unter lockern Weltleuten auch wohl viele »die alle Religion verachten. Aber Leute »von solchen Grundsätzen werden Sie unter »Gelehrten und unter Weltleuten allenthal»ben, obgleich nur verborgen, finden. Allein »auch in Berlin machen sie gewiß verhältniß»mäßig eine geringe Anzahl aus; wenigstens, »wer solche Meinungen an sich merken läßt, »wird deswegen weder hochgeschätzt noch ge-

»liebt. Der Berlinische Pöbel ist noch eben »so beschaffen, als der welcher im Jahre 1747, »nachdem er Süßmilchs erbauliche Predigt »wider die Freygeister gehört hatte, dem be»kannten Edelmann die Fenster einwarf. »Und den Pöbel ungerechnet, sind auch un»sere gute Berlinische Bürger überhaupt zu »nichts weniger als zu so freyen Meinungen »geneigt. Ich wollte wohl Bürge für sie »seyn, daß sie auch nicht die geringste »Heterodoxie verschlucken würden, sie müßten »sie denn etwa, mit gutem Herzen, für Or»thodoxie halten.«

»Das dächte ich doch nicht. Sie müssen »neuen Meinungen nicht ganz abgeneigt seyn; »wenigstens haben die Versuche, durch Ge»brauch der Vernunft die Vorurtheile in der »Religion wegzuräumen, bisher noch in Ber»lin den größten Beyfall erhalten.«

»Ja! vergleichungsweise; weil sie an vie»len andern Orten ganz und gar nicht gedul»det werden. Aber wenige Schriftsteller und »ihre wenigen Freunde verlieren sich unter »den vielen tausend Einwohnern. Wenn »diese je von der Dogmatik abgehen, oder ir»gend worin über die Schnur hauen sollten,

»so möchte es gewiß minder von der Seite »der Vernunft, als von der Seite der er»hitzten Einbildungskraft *) geschehen. Seit »dem Anfange dieses Jahrhunderts hatten »wir Inspirite, welche weißagten und »Wunder thaten, und haben noch einige »dergleichen. Keine große Stadt in Deutsch»land hat so viel Schwärmer gehabt als »Berlin; und jetzt, wenn ich doch den allge»meinen Charakter der Bürger von Berlin »mit Einem Worte bezeichnen sollte, so würde »ich eher sagen, sie wären pietistisch als »heterodox.«

»Pietistisch?« rief Sebaldus voll Erstaunen: »Die Bürger von Berlin pie»tistisch!«

»Ja! ja!« versetzte Hr F***: »Pieti»

*) Berlin ist vielleicht die einzige Stadt in der Welt, wo man auf den Einfall gerathen ist in Versen zu predigen. Verschiedene Prediger versuchten dies, zu verschiedenen Zeiten, mit Beyfall der Zuhörer, bis endlich durch einen ausdrücklichen Befehl des Oberkonsistoriums das Predigen in Versen verboten ward.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1785207318/phys_0089
DFG

»stisch, oder orthodox von der pieti»stischen Seite; denn Sie wissen, es sind »noch nicht funfzig Jahre, daß große Strei»tigkeiten zwischen der orthodoxen Or»thodoxie und zwischen der pietistischen »Orthodoxie geführet wurden, und zu der »letztern hat sich ein großer Theil der Ein»wohner von Berlin schon damals und in »der Folge geneigt. Woher wäre sonst der »große Beyfall entstanden, den nebst Leuten »wie Spener und Schade, auch Fuhr»mann, Schulz, Woltersdorf und an»dere nach einander gehabt haben?«

»Sie reden von vergangenen Zeiten; seit»dem aber hat sich wohl in Berlin vieles »gar sehr abgeändert. —«

»In gedruckten Schriften ist die Verän»derung geschwinder und allgemeiner gewe»sen, als in den Gemüthern der Einwohner. »Diese sind, in Absicht auf Religionsgesin»nungen, noch beynahe eben das was sie vor »vierzig Jahren waren. Ich habe sogar be»merkt, daß sich ihre dogmatischen Gesinnun»gen nach den Gegenden der Stadt, wo sie »wohnen, modificiren. In der alten guten »Stadt Berlin findet man noch alte Ge-

»wohnheiten, und auch alte Dogmatik. Die »Pfarrkinder der uralten Pfarrkirche zu St. »Nikolai, am Molkenmarkte, und in der »Stralauer Straße bis zur Padden»gasse hinauf, halten am meisten auf reine »Orthodoxie. Ich versichere Sie, daß da»selbst noch ehrenfeste Bürger über Erbsünde »und Wiedergeburt disputiren: desgleichen »haben die Gärtner und Viehmäster in den »Berlinischen Vorstädten noch alle löb»liche Anlage auf einen Ketzer mit Fäusten »loszuschlagen. In Köln, in der Gegend »des Schlosses, möchten noch am ersten »die Freygeister anzutreffen seyn. In dieser »Gegend schrieb der Propst Reinbeck, im »Haudenschen Buchladen auf der Schloß»freyheit, seine Betrachtungen über die »Augspurgische Konfession, welche zu»erst in den Damm, welchen Eifer und ver»jährtes Vorurtheil gegen die menschliche »Vernunft für die Orthodoxie aufgeworfen »hatten, ein kleines Loch machten, das her»nach so sehr erweitert worden ist. Die Nach»barschaft des Hofes trägt auch wohl etwas »bey, daß die Leute hier freyer denken. Man »komme aber nur in die bürgerlichern Gegen»

»den der Fischerstraße und Lappstraße,
»und man wird die Neigung für die Ortho-
»doxie viel stärker finden; ja ich vermuthe,
»daß sie bey den Gerbern, Pergamentma-
»chern und Seifensiedern in Neuköln bis
»zum Eifer steigt. In den dumpfigen Gassen
»des Werders wohnen die Separatisten,
»welche Gott einsam dienen; in den höher
»gelegenen, die stillen Gichtelianer *) die
»ruhige Beschaulichkeit lieben, und unerkannt
»wohlthun. Schon um die Gegend der
»Hospitalkirche zu St. Gertraud zeigen
»sich die Herrnhuter; und weiterhin, in
»den folgenden breiten und hellen Straßen
»der Friedrichsstadt, fangen auch die Re-
»ligionsgesinnungen der Einwohner immer
»mehr an, luftiger und geistiger zu werden.
»Pietisten, die in Gefühlen und innigen Em-
»pfindungen ihre Religion suchen, und

*) Diese harmlose Religionspartey unterscheidet sich rühmlich durch sehr ansehnliche Almosen (zuweilen von einigen tausend Thalern), die sie giebt, und zwar mehrentheils so unbekannter weise daß man die Geber nur muthmaßen kann.

»Schwärmer von allen Gattungen, finden »sich hier; so, daß der innere Trieb der »Raschmacher und Wollkämmer oft in Er»bauungsstunden und Weißagungen ausbricht. »Die Dorotheenstadt wird zum Theile »von Reformirten und Franzosen bewohnt. »Jedoch in allen Gegenden der Stadt ist eine »andere Gattung Leute verbreitet, die ich oft »in Gesellschaften angetroffen habe, denen »man es anmerkt daß sie niemals weder Or»thodoxie noch Heterodoxie untersucht haben, »bey denen es hingegen fest steht, daß Alles »darin bleiben soll wie es war. Es giebt un»ter ihnen sogar deliirte Weltleute, »welche scherzen, Karten spielen, mit Frauen»zimmern tändeln, und doch die Nase rüm»pfen können wenn sich die geringste Ketzerey »spüren läßt.«

»Dies sollte mir herzlich leid thun, sagte »Sebaldus; denn wenn solcher Leute in Ber»lin viele sind, so kömmt mir Ihre Nachricht »nur allzu glaubwürdig vor, daß hier die »Erleuchtung und die Freyheit zu denken »noch nicht so groß ist, als ich mir vorge»stellt habe. Ich fand immer, daß diejenigen »die aus Trägheit und Nachläßigkeit die

»Wahrheit nicht suchen wollen, die Selbst»denker am meisten hassen, weil sie sich sonst »ihrer Trägheit und Nachläßigkeit schämen »müßten. Immer ist mir aber selbst derje»nige viel ehrwürdiger gewesen, der durch »Liebe zur Untersuchung der Wahrheit auf »Irrthümer verfällt, als derjenige der sie gar »nicht untersuchen mag.«

»In diesen Gesinnungen,« antwortete Hr F***, »werden viele Einwohner Berlins nicht »mit Ihnen übereinstimmen, und vielleicht »nicht einmal alle Berlinische Geistliche.«

Siebenter Abschnitt.

Während solcher Unterredungen hatten sie sich unvermerkt von ihrem Spaziergange linker Hand geschlagen, und waren in die Lindenallee gerathen, wo sie sich ziemlich ermüdet auf eine Bank niedersetzten, an deren anderm Ende ein Prediger mit einem Kandidaten in tiefem Gespräche saß.

»Es müssen doch noch einige andere Ur»sachen seyn,« sagte der Kandidat, »warum die »Freydenkerey so sehr in Berlin überhand ge»nommen hat. Üppigkeit und Wollust geben

»in andern großen Städten auch im Schwan=
»ge, aber man sieht da nicht so viel öffent=
»liche Freydenker.«

»Freylich,« versetzte der Prediger, »un=
»sere schöne heterodoxe Herren, welche die
»Religion so menschlich machen wollen, und
»dabey die Würde unseres Standes ganz
»aus der Acht lassen, sind am meisten Schuld
»daran. Sie wollen den Freydenkern nach=
»geben, sie wollen sie gewinnen. Als ob es
»sich für uns schickte, mit Leuten solches Ge=
»lichters Wortwechsel zu führen! Man muß
»ihnen kurz und nachdrücklich den Text lesen,
»man muß ihnen das Maul stopfen, man
»muß sich bey ihnen in der Ehrfurcht zu er=
»halten wissen, die sie uns schuldig sind.«

»Das ist wahr. Nur ist es zu beklagen,
»daß diese Leute für alle ehrwürdige Sachen,
»und besonders für den Predigerstand, nicht
»die gehörige Ehrfurcht hegen.«

»Daran sind wieder die neumodischen
»Theologen schuld! Sie benehmen sich selbst
»die Mittel, womit man die Laien im Zaume
»halten sollte. Sie schwatzen viel vom
«Nutzen des Predigtamts, und vergeß=
»sen darüber das Wesen des Predigt=

»amts. Sie selbst geben sich als die nütz»lichen Leute an« (hier verbreitete sich ein mildes ironisches Lächeln, dicht unter seinem breiten Schiffhute) »die der Staat verordnet »hat, Weisheit und Tugend zu lehren. »Eine rechte Würde! Weisheit und Tugend »dünkt sich jetzt jeder Wochenblättler oder »Romanschreiber zu lehren! Damit werden »wir eine feine Ehrfurcht von Laien fordern »können! Aber wenn wir, so wie es recht ist, »darauf bestehen, daß unser Beruf ein gött»licher Beruf ist, daß die Ordination die wir »empfangen haben, nicht eine leere Ceremonie »ist, sondern daß sie uns zu Nachfolgern der »Apostel, zu Boten Gottes, zu Handhabern »seiner Geheimnisse macht, daß sie uns das »Amt der Schlüssel überträgt; so wird »unser Orden bald wieder zu seiner vorigen »Würde gelangen, und dann wird auch, na»türlicher Weise, die Religion mehr geschätzt »werden. Unsre feinen Lehrer der Rechtschaf»fenheit hingegen haben eine so große Be»gierde nützlich zu seyn, daß sie darüber »sich und ihren Orden und damit die Reli»gion selbst vergessen.«

»Es ist wahr,« sagte der Kandidat, in»

dem er den Kopf schüttelte, »es scheint mir »auch fast, daß die Protestanten, aus un»überlegter Furcht vor einer päpstischen Hie»rarchie den geistlichen Stand andern Stän»den allzu gleich machen.«

»O! ein wenig Papstthum wäre uns sehr »nöthig, oder wir werden nie wieder Glau»benseinigkeit und Glaubensreinigkeit erlan»gen. Ich kann es Luthern und Me»lanchthon nicht vergeben, daß sie die »Hierarchie ganz aufgehoben, und auf die »Vorzüge des geistlichen Standes so wenig »geachtet haben. Daraus ist dann endlich »der ganze Verfall des Christenthums ent»standen. Wer giebt wohl darauf Achtung, »was ein elender Prediger sagt? Hingegen, »wenn ein Erzbischof spricht, so müssen die »Freygeister schweigen. Man sieht es ja: an »den protestantischen Orten, wo den Geist»lichen ein Schatten von Autorität übrig ist, »wird auch die Religion geachtet. Ich wollte »unsern Freydenkern rathen, einem Senior »in Hamburg, oder einem Präpositus in »Meklenburg, oder einem Superintendenten »in Sachsen, oder einer theologischen Fakul»tät in Greifswald oder in Gießen in die

»Hände zu fallen; da würde ihnen ein kurzer
»Prozeß gemacht werden. Aber mit uns ar-
»men Berlinischen Predigern können sie bald
»fertig werden: wir haben keine Würde mehr,
»wir verdienen keine Ehrfurcht mehr, wir
»haben sie uns selbst vergeben, da wir ver-
»nünfteln und beweisen wollen; anstatt daß
»wir solchen Leuten imponiren, daß wir
»ihnen den Daumen aufs Auge drücken
»sollten.«

»Ach!« rief der Kandidat mit einem Seuf-
zer aus, »seitdem ich mich dem geistlichen
»Stande gewidmet habe, habe ich schon oft
»beklagt daß dies nicht mehr so recht angehen
»will. Nun muß man schon aus der Noth
»eine Tugend machen, muß die Zweifel der
»Gegner kennen lernen, muß sich auf Wider-
»legungen und Beweise gefaßt machen. —«

»Damit,« fiel ihm der Prediger ins Wort,
»werden Sie nicht weit kommen. Die Laien
»müssen glauben, was ihnen an Gottes statt
»gesagt wird, und ihre Zweifel unterdrücken.
»Darauf muß man dringen! Die Dogmatik
»ist ein statutarisches Recht, dem gehorsamet
»werden muß, wenn man es auch gar nicht
»bis aufs Recht der Natur zurückführen

»kann. Zuletzt würde bey dem Vernünfteln »doch nichts herauskommen! Ich wiederhole »nochmals, dem Laien muß und soll man »nicht erklären und beweisen, sondern »er muß glauben. Es kommt hier gar »nicht auf die Vernunft, sondern auf die Bi»bel, auf eine übernatürliche Offenba»rung an. Hier muß man nur nicht schmei»cheln, sondern die menschliche Vernunft in »ihrer Ohnmacht zeigen, ihr aber keineswe»ges, wie unsere treffliche Tugendprediger »thun, ein Recht in Glaubenssachen zuge»stehen.«

Hr F*** hörte dieses Gespräch stillschweigend an, das Gesicht auf seinen Stock gestützt. Sebaldus aber ward dabey unruhig und rückte sich auf der Bank hin und her, so daß er unvermerkt dem Prediger näher kam.

Dieser fuhr fort: »Und unsere neumodi»sche Theologen, unsere Erleuchter der Welt, »die so viel untersuchen, vernünfteln, philo»phiren, wie wenig haben sie ausgerichtet! »Wie müssen sie sich krümmen und winden! »Sie philosophiren Sätze aus der Dogmatik »weg, und lassen doch die Folgen dieser

»Sätze stehen; sie brauchen Wörter in man»cherley Verstande, sie verwickeln sich in ihre »eignen Schlingen, sie sind aufs äußerste in»konsequent. —«

Sebaldus fiel ihm schnell in die Rede: »Und wenn sie denn nun inkonsequent wä»ren? Wer den Muth hat wenigstens ein»zelne Vorurtheile zu bestreiten, aber viele »andere damit verbundene nicht bestreiten mag »oder darf, kann wohl zuweilen seiner Ehr»lichkeit und Einsicht unbeschadet, inkonse»quent seyn oder scheinen. Die Verbesserer »der Religion mögen immerhin ein zerrissenes »Buch seyn, das weder Titel noch Register »hat, und in welchem hin und wieder Blät»ter fehlen; aber auf den vorhandenen Blät»tern stehen nöthige, nützliche, vortreffliche »Sachen. Ich will diese Blätter ohne Zu»sammenhang lieber haben, als Meenens »Beweis der Ewigkeit der Höllen»strafen, und wenn dies Buch noch so kom»plet wäre!«

Der Prediger, mit stierem Blicke und verlängertem Angesichte, schaute dem Sebaldus gerade ins Gesicht, zog seinen Hut langsam ab, und sagte sich gegen ihn neigend mit dem Tone steifer Würde:

»Sie sind also, wie ich merke, ein Gön»ner der neuern heterodoxen Theologen. Sie »werden vermuthlich Alles was dahin gehört »wohl überlegt haben; denn Herren Ihrer »Art handeln ja niemals unüberlegt. Sagen »Sie mir also doch, was für ein Christen»thum wir bekommen möchten, wenn diese »Herren so fortfahren wie sie angefangen »haben?«

»Ey nun!« versetzte Sebaldus, »es könnte »wohl ein sehr christliches Christenthum wer»den. —«

»Christlich? Ein heidnisches Chri»stenthum wird es werden. Hören Sie »wohl? Heidnisch ist der wahre Namen!«

»Mag es doch heißen, wie es will; das »menschliche Geschlecht wird durch eine Be»nennung weder glücklich noch unglücklich.«

»So? wenn Sie denn also meinen, so »mögen die Herren immer auf den Natura»lismus fort arbeiten; Indifferentisten sind »sie ohnehin schon. Auf die Art könnten sie »ziemlich fortschreiten. Zum Glücke aber,« setzte er mit weiser Miene hinzu, »sind sie »seichte Köpfe, die sich in kurzem vor sich »selbst scheuen, und so wie in ihrer Philoso-

»phie, auch in ihrer Theologie, auf dem »halben Wege stehen bleiben.«

»Wenn es der Weg zur Wahrheit ist, »so besteht, meines Erachtens, schon kein ge»ringes Verdienst darin bis auf den halben »Weg zu kommen. Dieser Weg ist so steil »und ungebahnt, daß der Eine früh und der »Andere spät ermüden kann. Ein jeder gehe, »so weit es ihm seine Kräfte erlauben. Auch »derjenige der nur einen einzigen Schritt fort»geht, auch derjenige der nur eine ganz kleine »Strecke durch seinen Fleiß zu bahnen sucht, »ist mir ehrwürdig. Aber der nicht, welcher »aus Stolz den Weg gar nicht antreten will, »welcher aus Trägheit, um nicht einen Schritt »weiter zu gehen, die Falschheit die vor den »Füßen liegt, für Wahrheit ausgiebt.«

»Also,« rief der Prediger mit einem spöttischen Lächeln aus, »wollen Sie erst neue »Wege zur Wahrheit bahnen? Sie kommen »zu spät, lieber Herr! der Weg ist schon »ganz gebahnt; er heißt die Bibel. Und »dabey haben uns unsere Vorfahren einen »ganz untrüglichen Wegweiser gesetzt, der »heißt die symbolischen Bücher. Die »haben Sie freylich vermuthlicher Weise nicht

»ge-

»gelesen, denn die Herren Selbstdenker pfle»gen nicht sehr belesen zu seyn. Wenn Sie »mich zuweilen besuchen wollen, so können »Sie Sich näher belehren. Ich will Ihnen »unsere ältere Theologen zu lesen geben; »denn die werden Ihnen wohl gänzlich un»bekannt seyn. Sie werden darin, zu Ihrer »Verwunderung, alle Streitfragen längst er»örtert, alle Zweifel längst bestimmt, und »alle die neuen Meinungen, worauf sich die »neuen Heterodoxen so viel zu Gute thun, »längst widerlegt finden. Leben Sie wohl, »mein lieber Herr! — Ich wohne in der „.... »Straße.«

Hiermit stand er auf, das süße Lächeln der Selbstzufriedenheit auf seinen Lippen. Die andern standen gleichfalls auf, und jeder ging seinen Weg.

Achter Abschnitt.

Nach einer kurzen Pause, sagte Sebaldus: »Hätte ich doch nimmermehr gedacht, daß »man auf diese Art in Berlin von den »symbolischen Büchern reden würde. Ein un»trüglicher Wegweiser! Ich dächte, kein

»vernünftiger Mensch würde blindlings einem »Wegweiser folgen, den man vor mehr als »zweyhundert Jahren gesetzt hat. Er würde »bedenken, durch wie viele Vorfälle entweder »der Wegweiser seit zweyhundert Jahren kön»ne verrückt, oder der Weg könne geändert »worden seyn. Wenn man die offenbare »Trüglichkeit überlegt; so muß man sich sehr »wundern, daß die Menschen so großes Ver»langen bezeigen, sich nach Lehrformeln, Sy»nodalschlüssen und symbolischen Büchern zu »richten.«

»Die Menschen ein Verlangen?« rief Herr F*** aus. — »Dies glaube ich eben so wenig, »als daß die Menschen ein Verlangen haben »sich an der Nase herumführen zu lassen. »Aber diejenigen welche die Menschen unver»merkt beherrschen wollen, drehen ihnen gern »wächserne Nasen an, weil dadurch ihr End»zweck am besten erreicht wird. Glauben Sie »denn, daß der Mann der jetzt so viel von »symbolischen Büchern redete, ihnen eben so »strenge anhängt, als er verlangt daß ihnen »andere anhangen sollen?«

»Dies muß ich dahin gestellt seyn lassen, »weil ich den Mann nicht genug kenne.«

»Ich lasse es auch dahin gestellt seyn. Ich »kenne aber nicht wenig Geistliche von hohem »Sinne, die vielleicht auch Heterodoxen wür»den, wenn dadurch Ruhm oder ansehnliche »Aemter zu erlangen ständen. Wenn sie aber »sehen daß andere schon durch Heterodoxieen »großen Ruhm erworben haben, wenn sie da»gegen bey sich nicht Geschicklichkeit und Muth »genug spüren, noch wichtigere Neuerungen »zu wagen, so ekelt ihnen davor, Heterodo»xen vom zweyten oder dritten Range zu seyn. »Sie ergreifen daher die viel bequemere und »sicherere Partey, stellen sich an die Spitze der »Orthodoxen ihrer Stadt oder ihrer Provinz, »und brauchen die Lebhaftigkeit des Geistes, »wodurch sie Ketzereyen hätten anstiften kön»nen, um sich Ketzereyen zu widersetzen. Sich »auf die ältern Theologen und auf die sym»bolischen Bücher, als auf unwidersprechliche »Grundgesetze, zu berufen, ist schon eine so ab»genutzte politische Maxime dieser Leute, daß »die Klügern unter ihnen bereits auf ganz an»dere Mittel denken, um den Ruhm der durch »neue Heterodoxieen nicht zu erhalten stand, »durch eine neue Orthodoxie von ihrer eig»nen Schöpfung zu erlangen. Denn wenn

»diese Herren sie für noch so alt-orthodox
»ausgeben, so ist doch gemeiniglich die Art
»wie sie orthodox seyn wollen, sehr neu.«

»Dies kann wohl nicht anders seyn,« erwiederte Sebaldus: »denn je mehr ich den Gang
»bedenke, welchen der menschliche Verstand
»in seiner Entwicklung von jeher genommen
»hat, desto unmöglicher scheint es mir, daß
»Alles so bleiben sollte wie es vor zweyhundert Jahren gewesen ist, und für desto ungereimter muß es halten, daß man durch Vorschriften von irgend einer Art die Veränderungen der Meinungen und ihren Fortgang
»hindern will. Die symbolischen Bücher waren
»sehr gut für die Beschaffenheit der Zeit und
»der Umstände, da sie gemacht wurden. Regierungsart, Wissenschaften und Sitten haben sich seitdem merklich geändert. Wenn
»nun die symbolischen Bücher unveränderliche
»Gesetze seyn sollten, so würden wir endlich
»eine Theologie bekommen, die sich für die
»Zeit worin wir leben, auf keine Weise
»schickte.«

»Sie haben ganz recht. Wenn unsere Theologen die symbolischen Bücher des sechszehnten Jahrhunderts zur beständigen Norm des

»Glaubens annehmen; so handeln sie gerade,
»als wenn unsere Schneider die steifen Kra-
»gen, kurzen Mäntel, und weiten mit Pelz
»bebrämten Röcke eben dieses Jahrhunderts
»zur beständigen Norm der Kleidertracht fest-
»setzen wollten. Die Erfahrung lehret uns,
»daß die Meinungen sich nicht minder ver-
»ändern als die Kleidertrachten. Es geht da-
»her auch den symbolischen Büchern eben so,
»wie der Kleidung der Geistlichen. Als jene ge-
»schrieben wurden, enthielten sie bloß die all-
»gemein angenommenen Meinungen der da-
»maligen Glieder der lutherischen Kirche; so
»wie die damalige Kleidung der Geistlichen,
»dem Schnitte nach, die Kleidung aller ge-
»lehrten Leute, und der schwarzen Farbe
»nach, die Farbe war, worin jeder angesehene
»Mann feierlich erschien. Da aber die Klei-
»dermoden sich änderten, blieben die Geistli-
»chen immer vierzig oder funfzig Jahre darin
»zurück, so wie noch oft in der Litteratur und
»Philosophie. Endlich änderte sich die Welt
»so sehr, daß der Schnitt des Glaubens und
»der Kleidung, der zu Luthers Zeiten allen
»guten Leuten gemein war, das Symbo-
»lum eines besondern Standes blieb. Und

»dennoch befürchte ich, es geht noch in ande»rer Rücksicht, der Konformität mit den sym»bolischen Büchern, wie den Armeln und den »Mänteln der Geistlichen. Obgleich jene im»mer Orthodoxie heißt, und diese immer »schwarz bleiben, so haben sie doch beide, »sonderlich seit funfzig Jahren, viele kleine »aber wesentliche Abweichungen erlitten. Glau»ben Sie mir, ein guter alter orthodoxer »Dorfpastor, der seit Buddeus Zeiten we»der in der Gelehrsamkeit noch in den Rock»schößen und Perrucken an Veränderungen »gedacht hat, möchte wohl bey aller Kon»formität, von einem jungen orthodoxen »Diakon itziger Zeit, der vier Jahre lang in »adelichen Häusern Hofmeister gewesen ist, »eben so stark in der Kleidertracht als in der »Glaubenslehre verschieden seyn.

Sebaldus sagte lächelnd: »Es dünkt mich »doch fast, die geistliche Dogmatik habe seit »meiner Jugend mehrere Veränderungen erlit»ten, als die Kleidertracht der Geistlichen. Ich »dächte sie gingen noch eben so, wie vor vier»zig Jahren, in schwarzen Röcken, und in Kra»gen und Mänteln.«

»Eben so? Ich dächte nicht! Sie haben

»nur auf jene Veränderung mehr Acht gege-
»ben als auf diese, welche eben so merklich
»ist. Ja, sie entstand oft aus Begierde, sich
»von andern Glaubensgenossen zu unterschei-
»den; und dann ward sie sogar ein Stück der
»Kirchengeschichte.«

»Sie scherzen. Wie kann die Glaubens-
»lehre auf die Kleidertracht einen Einfluß ha-
»ben! Außerdem siehet ja, in der ganzen pro-
»testantischen Kirche, eine Priesterkleidung der
»andern ähnlich.«

»Keinesweges! Der steife Wolkenkra-
»gen in Hamburg, Braunschweig, Breslau,
»Leipzig, und das feine Überschlägelchen
»anderer Länder, die enge Summarie in
»Meklenburg und Holstein, der weite Prie-
»sterrock in Sachsen und Anhalt, der Man-
»tel in Brandenburg, das sammtne Kalott-
»chen das der Danziger Prediger auf seine
»Perucke nähet, sind wesentliche Unterschiede
»der Kleidung protestantischer Geistlichen; ha-
»ben, wie alle Dinge in der Welt ihren zu-
»reichenden Grund,« — (determinirenden
Grund, dachte Sebaldus heimlich bey sich) —
»und vielleicht oft zunächst in der Lehre.
»Hier habe ich eben in der Tasche eine unge-

»druckte Handschrift, betitelt: Historische »Versuche über Berlin, die mir ein »Freund mitgetheilt hat. Ich will Ihnen »daraus etwas weniges von der Geschich»te der Hüte und Mäntel der Berli»nischen Geistlichkeit vorlesen. Vielleicht »merken Sie daraus, daß die Eingeweihten »aller Orden Zeichen haben, die den Augen »der Profanen entgehen.«

Sie setzten sich abermals auf eine Bank, und Herr F*** las, wie folget:

»»»Philipp Jakob Spener, ein gut»müthiger redlicher Mann, bescheiden und »friedliebend in einem Zeitalter voll theologi»schen Stolzes und theologischer Zänkerey, »der gern alle dogmatische Spitzfindigkeiten »vermieden hätte, der sie zwar nach dem Ge»nius seines Zeitalters nicht vermeiden konnte, »aber vorzüglich auf die Rechtschaffenheit und »die Lauterkeit des Herzens drang, befliß sich »nicht in seiner Kleidung etwas Sonderliches »zu haben. Sein ehrwürdiges Haupt*), von »welchem sein silberweißes Haar in natürli»chen Locken hinabfiel, wärmte ein kleines

*) Fig. 1.

»Kalottchen; und sein weitgefalteter Mantel
»(die damals gewöhnliche Tracht der Gelehr-
»ten, welche noch bis in das erste Viertheil
»dieses Jahrhunderts alle Schüler in Berlin
»trugen) hing, als eine brauchbare Bede-
»ckung, ungekünstelt über Schultern und Ar-
»me herab. Bald nach seiner Zeit gelüstete
»einen Theil der berlinischen Geistlichkeit nach
»dem modischen Putze der spanischen Perru-
»cken *), welche sie auf den Häuptern der
»Edelknaben und der Geheimenräthe an dem
»prunkvollen Hofe unsers guten Königs
»Friedrich I gesehen hatten. Obgleich
»beym Regierungsantritte König Friedrich
»Wilhelms meist alle Leute die großen
»Perrucken ablegten; so mochten doch selbst
»die pietistischen Prediger diese so oft abge-
»kanzelte, und nebst den Fontangen der Frauen-
»zimmer vom Einblasen des leidigen Teufels
»hergeleitete, Kopfzierde ferner nicht verschmä-
»hen. Vermuthlich der Gravität wegen; denn
»nunmehr begannen sie, gleich den Leuten die
»ihre Denkzettel breit und die Säu-
»me an ihren Kleidern groß mach-

*) Fig. 2.

»ten *), in ihrer Kleidung sich gefliſſentlich »von andern Menſchen zu unterſcheiden **). »Sie ſetzten an ihre Kragen einen breiten »Saum. Ein großer nur zweymal aufgeſtuß»ter Schifshut beſchattete vorn und hinten ihr »Haupt; und in den Mantel wickelten ſie »den Unterleib dermaßen ein, daß die Füße »gar wenig Raum übrig behielten; daher auch »derjenige unter ihnen, der von Natur nicht »bedächtig war, einen bedächtigen Gang an»nehmen mußte. Da um dieſe Zeit unſere »ganze lutheriſche Geiſtlichkeit ſich von der »hamburgiſchen Orthodoxie der polternden »Mayer und Neumeiſter zum ſanftern »Pietismus neigte; ſo ward dieſer eben be»ſchriebene Anzug ſehr bald das Merkzeichen »eines jeden lutheriſchen Pfarrers. Denn die »Reformirten, dem Hofe näher, wollten »ſich nicht ſo ſehr wie jene von der gewöhn»lichen Kleidung abwenden. Sie behielten »den dreymal aufgeſtutzten Hut bey; und den »Mantel ***), deſſen viele pedantiſche Falten ſie »unvermerklich verminderten, ſchlugen ſie von »den Schultern zurück und hoben ihn im Ge»

*) Matth. XXIII, 5. **) Fig. 2. ***) Fig. 3.

»hen mit der linken Hand zierlich auf, so daß »sie mit mehrerm Anstande fortschreiten konn»ten. Nach einiger Zeit fingen sie an, den »Mantel *), den sie mit der linken Hand »empor gehalten hatten, zu mehrerer Be»quemlichkeit ganz auf den linken Arm zu »legen. Unter den Lutheranern, welche schon »längst den schmalern Mantel, und die freyern »Füße der Reformirten mit heimlichem »Neide mochten angesehen haben, wagte es »zuerst ein Mann, in großen Dingen klein »und in kleinen Dingen groß, den Mantel**) »um den Leib zu schlagen, und mit freyen »Füßen einher zu treten, worin er bald viele »Nachahmer bekam. Es wäre zu weitläuftig »zu erzählen, welche Widersprüche jede von »diesen Veränderungen leiden mußte, wie oft »man aus der veränderten Art den Mantel »zu tragen, auf eine Neuerung in der Lehre »geschlossen hat, und wie oft eine Neuerung »in der Lehre unbemerkt durchgegangen ist, »weil der Neuerling den Mantel noch nach »der alten Art trug. Genug, die alte sym»bolische Reinigkeit des Manteltragens

*) Fig. 4. **) Fig. 5.

»bekam einen noch größern Fleck, da einige »Kryptokalvinisten sich unterstanden, »den Mantel, nach Art der Reformirten, »auf den Arm zu legen, ob sie ihn schon, um »sich Jenen nicht ganz gleich zu stellen, auf »dem rechten Arme trugen *). In Kurzem »ward dieser kleine Unterschied der Konfessio»nen auch nicht mehr beobachtet. Die Män»tel wurden, ohne irgend eine Regel, rechts »oder links getragen, wie es jedem einfiel. »Und nun konnte man einen Lutherischen »Prediger von einem Reformirten desto»weniger auf der Straße unterscheiden, da »eben zu der Zeit einige unsrer Geistlichen »sich unterfingen, den ehrbaren Schiffhut, »das bisherige Schiboleth eines Berlini»schen Lutherischen Geistlichen, mit »dem dreyeckigen Hute zu vertauschen, den »nebst allen Einwohnern Berlins, auch die »Reformirten Geistlichen trugen. So vie»lem Widerspruche auch dies Unternehmen »anfangs ausgesetzt war **), so ging es doch

*) Fig. 6.

**) Unter andern fanden in einer gewissen Kirche, in welcher wechselsweise Lutherisch und Refor-

»ohne weitere Ahndung durch. Denn nun»mehr war die Zeit gekommen, da die Unord»nung und Lauigkeit in der Lehre, die sich »schon lange in die Herzen eingeschlichen »hatte, auch an den Kleidern sichtbar werden »sollte. Vor Zeiten hatten sich die Lutheri»schen und Reformirten, so viel wie »möglich, von einander abgesondert; auch »wohl — eine Folge des Eifers für eines je»den Symbolum — weidlich mit einander »gehadert; nicht weniger — eine Folge des »Haders — einander herzlich gehasset: »nunmehr aber, da sich ihre Geistlichen auch »nicht einmal mehr der Kleidung nach von

---

mirt gepredigt ward, beide Gemeinden Ursache sich über diese Neuerung zu beklagen. Es war bisher die Gewohnheit gewesen daß der Prediger, ehe er in die Sakristey trat, außen neben der Thür derselben, seinen Hut anhängte, woraus die Zuhörer gleich abnehmen konnten an welcher Konfession die Reihe wäre. Nachdem aber der Hut seine symbolische Kraft verloren hatte, so konnten die irregemachten Kirchkinder nunmehr weiter an keinem Kennzeichen unterscheiden, ob die Predigt, die sie hörten, Lutherisch oder Reformirt sey?

»einander unterschieden, war fast gar nicht »mehr die Frage, ob jemand Lutherisch »oder Reformirt sey? Diese Indifferenti»sterey hatte aber auch andere schädliche Fol»gen. Denn die geistliche Kleidung ver»lor einen großen Theil ihrer symboli»schen Deutung, und zugleich einen gro»ßen Theil ihrer Gravität. In der allge»meinen Sorglosigkeit gegen alle bestimmte »äußerliche Zeichen, wurden die Mäntel im»mer schmäler, leichter und kürzer *), und »hingen als eine zwecklose Verzierung den »Rücken herunter; die Perrucken, die sonst in »feierlicher Zierde über den Nacken herab »wallten, oder in sanften Seitenlocken auf »den Schultern ruhten, gewannen täglich ein »weltlicheres Ansehen, hoben sich in Tau»benflügeln und gesteckten Locken in »die Höhe; und endlich trugen Prediger kein »Bedenken, ohne Perrucken, ja sogar ohne »alle Amtskleidung **), in blauen, grauen und »braunen Röcken auf der Straße und in Ge»sellschaften zu erscheinen, und sich keiner »gleichgültigen Handlung zu entziehen, die

*) Fig. 7. **) Fig. 8.

»ein jeder anderer unbescholtener Bürger auch »verrichten darf. —«

Und nun fragte Herr F*** lächelnd: »Was »sagen Sie zu diesen Veränderungen der »Kleidertracht, die doch offenbar mit gewissen »Veränderungen in den Glaubensgesinnungen »Schritt gehalten haben?«

»Ich sage,« antwortete Sebaldus sehr ernsthaft, »daß sie nur merkwürdig werden, »wenn sie merkwürdige Folgen haben; und »die haben sie nur, wenn man sie für etwas »hält. Macht man ein unwichtiges Ding »wichtig, sey es nun ein Rockärmel oder ein »symbolisches Buch, so kann über dessen Ver»änderung Zank und Bitterkeit, ja wohl gar »Aufruhr und bürgerlicher Krieg entstehen. »Eben deshalb sollte man, meines Erachtens, »in Dingen die von der Meinung der Men»schen abhangen, nicht allzuviel bestimmen »und durch Zeichen festsetzen wollen, weil da»durch Nebendingen mehr Werth beygelegt »wird als sie eigenthümlich haben. Das Be»zeichnete ist wesentlich; das Zeichen willkür»lich. Hat ein jetziger Geistlicher Speners »edelmüthige Gesinnungen, so wird er gleich »verehrungswerth seyn, er mag sich schwarz

»oder grün kleiden; und jeder rechtschaffene »Mann, der so viel er kann, tugendhafte »Thaten thut, verdient Achtung, er mag seine »Gedanken vor sich selbst weglaufen lassen, »oder sie an irgend ein Symbolum heften »wollen. Wenn mich nicht alles trügt, was »ich als Kennzeichen der Wahrheit erkenne: »so muß ich glauben, Gott selbst werde uns »nach unsern Gesinnungen und nicht nach un»sern Spekulationen richten; er werde jedem »gnädig seyn, der so viel Gutes thut als er »in seiner Lage thun kann, und werde nie»mand verdammen, weil er symbolische »Bücher entweder nicht verstehen oder nicht »billigen konnte, die irgend eine mächtigere »Partey zur Richtschnur fest zu setzen suchte.«

Neunter Abschnitt.

Unter diesem Gespräche waren sie aufgestanden, und bis vor die Wohnung ihres beiderseitigen Freundes, des Majors gekommen, dem sie diesen Abend einen Besuch zugedacht hatten. Indem sie ins Haus traten, sahen sie, zu ihrem großen Erstaunen, daß der Armenschulmeister, Sebaldus Freund, von

zwey

zwey Bedienten mit Gewalt die Treppe hinunter geworfen ward. Der Pietist, mit welchem Sebaldus nach Berlin gekommen war, folgte ihnen mit weggewandtem Angesichte, schlug die Hände über das Haupt zusammen, und drängte sich eiligst durch die Hausthür auf die Straße. Herr F*** und Sebaldus stießen die Bedienten zurück, die den wehrlosen und todtenblassen Schulmeister noch übler behandeln wollten; und der Major, der im Erdgeschosse wohnte, und bey dem heftigen Lärm seine Thür geöffnet hatte, nahm ihn in Schutz, und führte ihn ins Zimmer, wo er ihn in einem Armstuhl sich niedersetzen ließ.

Sobald der Mann wieder etwas Athem zu schöpfen anfing, war die allgemeine Frage: »Was die Ursache des Lärms gewesen sey, und »was er mit dem im ersten Stockwerke wohnenden jungen Herrn, dessen Bedienten ihm »so hart begegnet, zu thun gehabt habe.«

Der Schulmeister antwortete bloß durch tiefes Schluchzen, und durch die kläglichsten Ausrufungen: »Ich elender Mann! ich unglücklicher Mann! Ich bin ohne Rettung »verloren!«

Sebaldus suchte ihn durch die besten

Gründe wieder zur Fassung zu bringen; der Major bot ihm seinen Arm, Herr F*** seine Börse und alle sonst nur mögliche Hülfe an.

Vergebens! Er wiederholte seine trostlosen Ausrufungen mit den Geberden eines Verzweifelten, bedeckte einmal über das andere sein Angesicht mit beiden Händen, und weinte bitterlich. Nach langem Zureden beruhigte er sich endlich so weit, daß er, mit vielen untermischten Seufzern, Folgendes erzählen konnte:

»Sie wissen es,« sagte er, indem er sich zum Sebaldus wandte, und ihm wehmüthig die Hand drückte, »wie ruhig und wie glück»lich ich war. Obgleich arm, hatte ich doch »mein Auskommen. Ich arbeitete, nebst mei»ner Frau, fleißig; und meine Tochter — o »mein einziges Kind! Sie war nie ihren El»tern ungehorsam gewesen, sie hatte uns nie »den geringsten Verdruß gemacht, sie über»traf uns an Fleiß, sie machte uns mit ihrer »künstlichen Arbeit Vergnügen; wenn wir El»tern nur gerade die Nothdurft erwerben »konnten, so verschaffte uns ihre Amsigkeit »zuweilen einen festlichen Tag. Sie war mein »Augapfel, ich war mehr als glücklich; als »der heuchlerische Bösewicht, den Sie haben

»aus der Thüre rennen sehen, meine ganze
»Glückseligkeit zerstörte. Er setzte sich in der
»St. Gertraudskirche oft neben mir, wo er
»auch wohl zuerst meine Tochter mag gesehen
»haben. Er suchte meine Bekanntschaft, in-
»dem er zwey arme Knaben in meine Schule
»brachte, für die, wie er sagte, gottselige
»Leute das Schulgeld bezahlen wollten. Er
»sah und lobte meiner Tochter Arbeit; er
»brachte in kurzem einen Menschen mit, der
»seine ausgenähte Arbeit bestellte, und reich-
»lich bezahlte. Dies war, wie ich hernach er-
»fahren habe, der Kammerdiener des wollü-
»stigen Müßiggängers, der in diesem Hause
»wohnt; ein undeutscher Kerl, ohne Redlich-
»keit, ohne Menschengefühl, den das Wim-
»mern der zu Grunde gerichteten Unschuld so
»wenig rührt, als den Schlächter das Blöken
»des Lammes, dem er die Kehle abstechen
»will. Mit diesem hatte der schändliche Un-
»terhändler vermuthlich den abscheulichen Ent-
»wurf ins Reine gebracht, mich und mein
»Kind ins Unglück zu stürzen. Er führte
»meine Tochter, in Gesellschaft ihrer Mutter,
»zu seiner angeblichen Muhme, die ausge-
»nähte Arbeit verfertigte und verfertigen ließ.

»Sie schien zufrieden mit meiner Tochter Ar»beit, zeigte ihr aber noch feinere, und gab
»ihr zu verstehen, sie wolle dergleichen von
»ihr verfertigen lassen, und ihr mehrere Vor»theile dabey zeigen; nur müsse sie unter ih»ren Augen arbeiten. Mein Kind freute sich
»mehr lernen zu können; und wir fanden
»kein Bedenken, sie in das Haus einer Ma»trone zu schicken, bey der alles ein frommes
»und verständiges Ansehen hatte. Sie ging
»einige Monate lang täglich in dies Haus.
»Sie nahm zu an Geschicklichkeit, und wir
»glaubten, diese Bekanntschaft wäre ein Glück
»für unser Kind. Ach, leider! wir wußten
»nicht, daß sie schon unwiederbringlich un»glücklich war. In den ersten Tagen ihres
»Aufenthalts in diesem Hause, war der junge
»Herr selbst, unter dem Vorwande Arbeit zu
»bestellen, dahin gekommen; er hatte meine
»Tochter gesehen, und ihre Arbeit gleichgültig
»gelobt. In kurzem ward er zudringender,
»die Wirthinn ließ ihn mit meiner Tochter ge»flissentlich allein, oder ward von ihrem Vet»ter zu andern Geschäften gerufen. Nun
»wandte der Bösewicht alle verführerische
»Künste an, um ein junges Herz zu gewin»

»nen, das noch nicht gelernt hatte, sich gegen »betrügerische Anlockungen zur Wehre zu stel»len. Das süße Gift der Schmeicheley bethört »wohl oft einen gesetzten Mann; wie sollte »ihm ein junges unerfahrnes Mädchen wider»stehen können, das noch keinen hinterlistigen »Menschen gesehen hatte, das jedes Herz für »so ehrlich hielt als ihr eigenes! Kurz, sie »ward ihrer Unschuld beraubt. Die Folgen »davon ließen sich bald spüren, und das »schreckliche Geheimniß konnte ihrer Mutter »nicht länger verborgen bleiben. Wir waren »wie vom Blitze gerührt; aber Klagen und »Verwünschungen halfen zu nichts: wir muß»ten nur unser armes Kind zu retten suchen, »das sich das Leben abhärmte in Kummer »über ihren Fehltritt, den sie nun erst in sei»ner wahren Gestalt sah. Auf der andern »Seite wollte der Verführer auch nicht eher »von ihr ablassen, bis er ihrer völlig satt »wäre. Er sandte täglich Botschaften und »Briefe, die nicht angenommen wurden. Der »Kammerdiener schlich sich einigemal ins Haus, »wo ich ihn unsanft abwies. Endlich meldete »sich heute der Unterhändler, der sich seit lan»ger Zeit nicht hatte sehen lassen. Mit gleis-

»nerischem Wortgepränge bedauerte er den »Unfall, den ich hätte erfahren müssen; und, »nach vielen Umschweifen, kam er endlich auf »seinen Antrag, nehmlich daß ich mit dem »Herrn selbst sprechen möchte, weil er mir »Vorschläge thun wollte, die so vernünftig »und billig wären, daß dadurch ein großer »Theil des geschehenen Schadens könne ersetzt »werden. So groß auch mein Widerwillen »war, dem Verführer meiner Tochter ohne »Verwünschung in die Augen zu sehen, so »ging ich doch mit dem dienstfertigen Unter»händler hin. Was meinen Sie, daß der »vernünftige und billige Vorschlag war?« (Hier drang abermal ein Strom von Thränen aus seinen Augen.) »Meine Tochter sollte »Ausgeberinn bey dem Verräther ihrer Ehre »werden, und ihr Vater sollte einen schimpf»lichen monatlichen Gehalt haben, um die »Frucht des unerlaubten Umgangs zu erzie»hen. Hier konnte ich mich nicht mäßigen; »ich stieß aus, was der Unwillen einem ehr»lichen obwohl armen Vater eingeben kann, »dem ein vornehmer Wollüstling zumuthen »darf, der Kuppler seiner eignen Tochter zu »werden. Der Kammerdiener, der während

»der ganzen Unterhandlung eben so viel ge-
»sprochen hatte als der Herr selbst, fand es
»sehr lächerlich, daß ich mich einem Arrange-
»ment widersetzen wollte; daß der gnädige
»Herr der petite fille ja weiter nichts übels
»thun wolle, u. dgl. m. Ich ließ meinen
»ganzen Unmuth aus, und wollte unverzüg-
»lich zur Thüre hinaus, als der Unterhändler
»ins Mittel trat. Er versicherte, daß er den
»ersten Vorschlag selbst nicht billige, weil da-
»durch den Schwachen manches Ärgerniß ge-
»geben werden könne; er erklärte also, daß
»der Kammerdiener meine Tochter heurathen,
»und das Kind als sein eignes aufnehmen
»müßte; dagegen werde ihn der gnädige Herr
»zum Haushofmeister machen, sobald er sich
»mit seinen Gläubigern völlig gesetzt habe,
»und wieder zum Genusse seiner Güter gekom-
»men sey. Nein! länger konnte ich mich nicht
»halten. Eben so gern würde ich meine Toch-
»ter dem Büttel gegeben haben, der diesen
»Buben hätte brandmarken sollen, welcher
»das vornehmste Werkzeug zur Verführung
»meiner Tochter gewesen war. Ich sagte nun-
»mehr dem Herrn gerade heraus, daß ich sein
»Bubenstück auf keine Weise durch meinen

»Beytritt billigen wolle, daß ich die wenige »Gerechtigkeit die mir der Richter wiederfah»ren lassen könne, aus allen Kräften suchen »würde, und daß er mit meinem Willen meine »Tochter nie wieder solle zu Gesichte bekommen. »Er gerieth darüber in die größte Wuth, und »befahl den Bedienten mich hinaus zu wer»fen; der Unterhändler wollte ihn zwar be»sänftigen, aber er hieß ihn auch zum Teufel »gehen, und lief als ein Rasender ins andere »Zimmer.«

Als er die Erzählung geendigt hatte, verbarg er abermal sein Angesicht und überließ sich einer trostlosen Verzweiflung.

Alles, was Sebaldus und Herr F*** thathen um ihn aufzurichten, verfing nichts. Er rief mit kläglicher Stimme aus: »Alle Hoff»nung ist für mich verloren! Selbst die Ge»setze haben keinen Schutz für mich. Mein »Gegner darf mich ungestraft beleidigen, un»gestraft unglücklich machen!«

»Nein! Das soll er nicht!« rief der Major, der schon lange mit starrer Aufmerksamkeit zugehört hatte: »Wir wollen sehen, was »der Bursche zu thun vermeint.«

Er rief seinen Reitknecht, ließ sich bey sei-

nem Nachbar eine Treppe hoch melden, und ein paar Minuten drauf nahm er seinen Hut und Degen, und stieg hinauf, ohne erst Antwort zu erwarten.

Er fand den jungen Herrn im Vorsaale, im Begriffe auszugehen, um diesen Besuch zu vermeiden. Er wollte sogleich eine höfliche Entschuldigung stammeln, aber der Major trat ihm in den Weg und rief mit gerunzelter Stirne:

»Herr! Sind Sie ein Edelmann?«

»Ich dächte,« war die Antwort, »ich könnte »mich in ein hohes Stift aufnehmen lassen »wenn ich wollte. Aber um Vergebung, wo»zu diese Frage die mich befremden könnte?«

»Wozu? Weil ich dächte, daß ein Edel»mann auch ein ehrlicher Mann seyn müßte, »ehe er ein Edelmann seyn kann. —«

»Wie so? — Mein Herr! Sie kommen in »meine eigene Wohnung, mich zu beleidigen; »geben Sie wohl Acht. —«

»Herr, die Wahrheit ist gut zu sagen, wo »es auch ist. Sie haben, Herr! eines ehrli»chen Mannes Tochter verführt, und haben »noch dazu den Vater gröblich beleidigt; das »thut kein Mann der Ehre im Leibe hat, und »das haben Sie gethan.«

»Herr Major, wenn ich nicht für Ihr
»Alter Achtung hätte, — so würde ich —
»Aber parbleu ich weiß auch noch nicht, was
»Sie von mir eigentlich wollen. Meinen
»Sie etwa den Kerl, der eben hier war?
»Der geht mich gar nichts an. Mein homme
»de chambre hat mit seiner Tochter was zu
»thun gehabt, und darüber lärmt der Vater.
»Aber er hat Unrecht, denn mein homme de
»chambre will das Mensch heurathen.«

Der Kammerdiener trat vertraulich her-
vor, und versicherte den Major in gebroche-
nem Deutsch, daß er noch zur Heurath be-
reit sey.

Der Major sah ihn flämisch über die
Achsel an, und sagte: »Patron, wenn ich
»mit dir werde reden wollen, werde ich dir's
»sagen. — Mit Ihnen habe ichs zu thun,
»Herr! der Sie Sich ins Herz schämen soll-
»ten. Meinen Sie, Herr, daß ich nicht weiß,
»wer mit dem Mädchen zu thun gehabt hat?
»Denken Sie, Herr, daß die Tochter eines
»ehrlichen Mannes, weil Sie sie geschändet
»haben, nun für Ihren Kuppler gut genug
»ist?«

»Das ist doch besonders, — ganz beson-

»ders; — und Sie mäßigen Sich noch dazu »gar nicht in Worten; — lassen Sie doch »die Leute die Sache ausmachen, die Sache »geht mich ja gar nichts an; — und darf ich »fragen, wie Sie dazu kommen daran Theil »zu nehmen? — «

»Wie? Herr, weil der Mann mein »Freund ist. — «

»Ah pardi! das ist eine andere Sache. »Ich habe nicht gewußt, daß Sie unter Leu»ten solcher Art auch Freunde hätten.«

»Ja, Herr! Ich schäme mich nicht eines »ehrlichen Mannes Freund zu seyn, und »scheue mich nicht jeden Schurken zur Rede »zu setzen, der ihm ungestraft Unrecht thun »will.«

»Ich bin ganz betroffen, Herr Major; »da ich gar nicht die Ehre habe Sie zu ken»nen, kommen Sie in meine Wohnung, und »sagen mir voll Ungestüm Dinge vor, die — »— ich weiß gar nicht — Was verlangen »Sie denn, das ich dem Manne und dem »Mädchen thun soll? — «

»Herr! Genugthuung sollen Sie beiden »geben, und — Doch, durch welche Genug»thuung können Sie ein so schimpfliches Ver-

»fahren wieder gut machen! —« Er schlug sich mit der Hand vor die Stirn.

»Sie sehen also selbst, Herr Major, daß »ich bey der Sache nichts weiter thun kann; »und wenn mein homme de chambre das »Mädchen heurathet, und ich ihr in Ansehung »seiner, ein Heurathsgut gebe —«

»Nein, Herr! mir sollen Sie Genugthuung »geben, weil Sie ein Schurke sind, und sich »unterstehen, mit mir unter Einem Dache zu »wohnen; —« und hiermit zog er den Degen.

»Herr Major! hören Sie doch ver»nünftige —«

»Herr! zieh' Er, oder, straf mich Gott! »ich will Ihm zeigen, daß Er nicht »werth ist einen Degen an der Seite zu »tragen.«

»Gut! Herr Major! ich will Ihnen Sa»tisfaktion geben, — aber auf Pistolen; — — »ich schlage mich nicht anders als auf Pi»stolen.«

»Herr! mach' Er kein Federlesens, zieh »Er auf der Stelle, oder ich will Ihn —«

Dem jungen Herrn, so ungern er wollte, blieb nichts übrig als den Degen zu ziehen.

Der Major drang auf ihn ein. Der Kammerdiener kam seinem Herrn mit gezogenem Hirschfänger zu Hülfe; und plötzlich fuhr der Hirschfänger tief in des Majors Rücken, ob von ungefähr, oder vorsetzlicher Weise, war nicht auszumachen.

Franz, der Reitknecht, faßte den Kammerdiener in die Gurgel, und gab ihm einen deutschen Faustschlag auf den andern ins Gesicht. Der Major lag in seinem Blute, der Edelmann machte ihm eine verbindliche Entschuldigung wegen dieses unglücklichen Vorfalls, die der Major bloß mit einem Blicke voll Verachtung beantwortete. Herr F*** schickte nach der Wache. Der Kammerdiener und sein Herr wurden in Verhaft genommen. Der Major ward von einem Wundarzte verbunden, und in sein Bette gebracht; und der Schulmeister, noch mehr außer aller Fassung über seines Vertheidigers Unfall als über seinen eigenen, ward halb todt in eine Miethskutsche gesetzt, und von Herrn F*** und von Sebaldus nach Hause begleitet.

Zehnter Abschnitt.

Des Majors Wunde schien im Anfange nicht gefährlich; aber nach einigen Tagen verschlimmerten sich die Umstände sehr. Die Entzündung und das Wundfieber wurden heftiger; daher der Arzt erklärte daß sehr wenige Hoffnung zur Wiedergenesung sey. Die Freunde des Majors waren äußerst niedergeschlagen; der gute Franz aber, der über dreyßig Jahre in des Majors Diensten gestanden hatte, weinte unabläßig, so daß ihn der Kranke selbst tröstete, der allein des Wundarztes Nachricht mit Gleichmuth anhörte. Die geschwinde Abnahme seiner Kräfte ließ nur allzusehr befürchten daß der Wundarzt richtig geurtheilt habe.

Eines Tages ward der Kranke besonders schwach. Gegen Mittag aber fiel er in einen sanften Schlummer worin er einige Stunden verblieb, und schien darauf äußerlich ein wenig erquickt. Franz, sehr traurig über dessen mißlichen Zustand, ergriff die Gelegenheit, da der Major heiteres Gemüths, und er mit ihm allein war, nach vorgängiger Entschuldigung eine Frage zu thun, die ihm schon

lange auf dem Herzen gelegen hatte, nehmlich:

»Ob der Herr Major nicht das Sakra»ment nehmen wolle?«

»Lieber Franz, du meinst es recht gut,« sagte der Kranke: »aber wozu? Ich habe »das Abendmahl immer nur genommen, wenn »entweder das Regiment kommunicirte, oder »wenn ich besondere Ursache fand, mich zu »sammeln und ernsthaft über mich nachzu»denken; aber glaube mir, Franz, ein Kran»kenlager von drey Wochen giebt an sich »selbst Gelegenheit genug zum ernsthaften »Nachdenken.«

»Aber, lieber Herr Major! ein Mensch »muß doch so schwer sterben, wenn er nicht »gebeichtet hat.«

»Höre nur, mit der Beichte habe ich nie»mals etwas zu thun gehabt. Anstatt der »Beichte sagte ich allemal laut und ernstlich: »Schaffe in mir Gott ein reines »Herz, und gieb mir einen neuen ge»wissen Geist; verwirf mich nicht von »deinem Angesichte, und sey mir »gnädig! Damit war mein Feldprediger »zufrieden, und ich denke, Gott wird auch

»damit zufrieden seyn, wenn ichs jetzt sage.
»Aber höre, Franz, ich will jetzt thun was
»ich sonst bey der Beichte that, ich will dich
»wegen alles dessen um Vergebung bitten was
»ich dir kann zuwider gethan haben; vergib
»es mir.« Hier reichte er Franzen die Hand.

Franz küßte und benetzte sie mit seinen Thränen, und sagte schluchzend: »Ach, Herr
»Major! ich kann Ihnen nichts vergeben,
»Sie sind immer mein guter Herr gewesen,
»und haben an mir mehr Liebe bewiesen als
»ich verdiente. Vergeben Sie mir nur, wenn
»ich zu vorschnell gewesen bin. Ich dachte
»doch, man könne nicht ruhig sterben, wenn
»man nicht von einem geistlichen Herrn or-
»dentlich vorbereitet würde. Als Sie daher
»schliefen, lief ich geschwind zu einem Pre-
»diger der nicht weit von hier wohnt; aber
»er war nicht zu Hause.«

»Du hast's recht gut gemeint, Franz;
»da er aber nicht zu Hause war, ist's nun
»auch eben so gut. Ich habe mit diesen Her-
»ren nicht gern etwas zu thun, wenn ich sie
»nicht vorher genau kenne. Ich lag, du
»weißt es, hart verwundet, auf dem Schlacht-
»felde

»felde bey Torgau, an zwölf Stunden, ehe
»du mich unter den Todten und Blessirten
»herausfandest. Damals konnte mir kein
»Feldprediger zusprechen, und ich war zum
»Tode eben so bereit, wie jetzt.«

Indem er dieses sagte, trat Sebaldus herein, um ihn zu besuchen.

»Sie kommen, mein lieber Freund,« sagte der Kranke, »gerade zur rechten Zeit. »Ich werde von diesem Lager nicht wieder »aufkommen, ich weiß es, und bin gefaßt »zu sterben. Nun meint mein guter Franz,« (er drückte demselben die Hand) »es sey nö»thig, daß ich von einem Geistlichen zum »Tode bereitet würde. Dies wünschte ich von »niemand lieber, als von Ihnen, mein »Freund. Thun Sie, als ob Sie mein »Beichtvater wären. Fragen Sie mich, leh»ren Sie mich, beten Sie mit mir.«

Sebaldus sagte sehr gerührt: »Der Zu»spruch auf dem Todtenbette ist allezeit eine »sehr schwere und zuweilen eine vergebliche »Sache. Es kann daselbst kaum noch eine »Veränderung der Gesinnung vorgehen, wenn »sie nicht vorher im ganzen Leben vorberei»tet ward. Glaubenslehren zu beweisen, ist

»die Zeit zu kurz und der Geist nicht heiter »genug; Pflichten einzuschärfen, ist zu spät. »Die Schwachen aufrichten, kann ein men»schenfreundlicher Prediger noch am leich»testen.«

Maj. Herr! ich bin nicht schwach! Schonen Sie meiner gar nicht, sondern gehen Sie mit mir um, wie ein Pfarrherr am Todtenbette thun soll, recht wie es vorgeschrieben ist.

Eeb. Ich würde mich wahrlich freuen, wenn ich zur Beruhigung eines Mannes, den ich so sehr werth schätze, etwas beytragen könnte. Da Ihr Gemüth gelassen ist, so ist es vielleicht am nützlichsten, wenn ich Sie an Wahrheiten erinnere, die allen Menschen ehrwürdig und wichtig seyn müssen. Ich kann nicht wissen, ob Sie dieselben in gehöriger Verbindung gedacht haben; wäre dieses nicht, so würden vielleicht ihre Wirkungen vermehrt, wenn ich durch eine kurze Überlegung eine Lücke zwischen denselben ausfüllen könnte. Dieserhalb wünschte ich Ihre Gesinnung über gewisse Lehrpunkte zu wissen.

Maj. Ganz recht; examiniren Sie mich nur, ich will auf Alles antworten.

Seb. Sie glauben vermuthlich, daß ein Gott ist, der Himmel und Erde geschaffen hat?

Maj. Ja, freylich! Wer sollte nicht an Gott glauben?

Seb. Sie glauben auch, daß Gott die Welt, und alle Dinge darin, mit einer weisen Vorsehung regieret?

Maj. Freylich! ohne Gott geschiehet nichts.

Seb. Und daß nach diesem Leben noch ein künftiges zu gewarten ist?

Maj. Nein, mit dem Tode ist Alles aus.

Seb. Ich habe zuweilen aus Ihren Reden geschlossen daß Sie eine solche Meinung hegten, ohne daß es sich gefügt hätte näher darüber zu sprechen. Wäre diese Meinung wahr, so blieben wir, wie Sie Selbst nicht läugnen werden, in vielen Begegnissen des Lebens völlig trostlos. Gott hat aber, wie ich glaube, so wie er kein Übel ohne zu einem guten Zwecke zuläßt, als ein gütiger Vater für jedes Übel auch den Trost in die Natur gelegt. Dies veranlaßte mich schon vor langen Jahren über die von Ihnen gehegte Meinung näher nachzudenken; ich weiß daher, daß in der Vernunft und in der Schrift

viele Gründe zu finden sind, die sehr bald das Gegentheil wahrscheinlich, und bey reiferm Nachdenken gewiß machen.

Maj. Herr! ich habe immer gedacht, daß die Vernunft nicht einmal weiß wenn ein Todter recht todt ist; wie sollte sie wissen was nach dem Tode vorgeht? Wenigstens meine Vernunft reicht so weit nicht. Was die Bibel betrifft, so steht viel Gutes darin. Ich habe alles gelesen. Es läßt sich vieles hier in diesem Leben recht wohl nutzen. Aber von einem künftigen Leben, so wie von so viel andern unbegreiflichen Dingen, glaube ich nichts, wenns auch in einem Buche steht.

Seb. Wenn Sie also die Bibel gelesen haben, glauben Sie dann, daß darin der Willen Gottes enthalten ist, dem wir folgen sollen?

Maj. Gottes Willen ist, daß ein Mensch ein rechtschafftner Kerl seyn, und nicht Unrecht thun soll. Das weiß jeder, und es steht auch in der Schrift. Das übrige mag für euch Herren Geistlichen gut seyn. Ein Soldat kann nicht so vielerley Dinge in seinen Kopf kriegen, worüber Ihr euch disputirt.

Seb. Sie gestehen also, daß kein Mensch

Unrecht thun sollte. Gleichwohl thun die meisten, ja man kann wohl sagen, alle Menschen mannichfaltig Unrecht. Wie ist es nun, wenn wir mit unsern Sünden Bestrafung verdient hätten?

Maj. So mögen wir sie leiden. Wer heißt uns sündigen?

Seb. Diese Frage läßt sich vielleicht nicht so geradehin entscheiden. Denn, wenn nun unsere Natur so unvollkommen ist, daß wir nicht ohne Sünde bleiben können? Wenn wir nun zu schwach sind, den Willen Gottes vollkommen zu befolgen?

Maj. Ey! dann kann Gott auf uns nicht zürnen! Er hat uns selbst gemacht, und wahrhaftig recht mit großer Klugheit gemacht, daß nichts an uns ohne Ursache ist. Wie könnte er also von uns etwas verlangen, was wir nicht leisten könnten? Sehen Sie hier meinen Hühnerhund; der ist ein Hühnerhund und weiter nichts: er wird vor einem Huhne stehn; aber wenn ich verlangen wollte daß er eine Sau stellen sollte, so kann ich nicht sagen, der Hund sündigt wenn ers nicht kann.

Seb. Sie schließen wohl allzu rasch. Wenn wir Ihre Einwendung gründlich un-

tersuchen wollten, würden wir langsamer zu Werke gehen müssen; dazu fehlt uns jetzt aber die Zeit. Lassen Sie uns auf das künftige Leben zurückkommen. Überlegen Sie wohl, daß wenn es wegfällt, auch alle Belohnungen und Bestrafungen wegfallen, welche Tugend und Laster, wie es offenbar ist, in diesem Leben nicht in angemessenem Maaße erhalten. Und damit würden also auch sehr kräftige Bewegungsgründe zur Tugend wegfallen.

Maj. Warum das? Ein ehrlicher Kerl muß Recht thun weil es Recht ist, und nicht weil er dafür belohnt seyn will. Werde ich belohnt, so ists gut; werde ich es nicht, so muß ich doch rechtschaffen handeln. Ich habe im letztern Kriege oft mein Leben gewagt, ob ich gleich immer Major geblieben bin. Oder glauben Sie, Herr! daß ich nur deswegen den Schurken da oben zur Rede gestellt habe, damit ich dadurch in jenem Leben könnte Oberstlieutenant werden?

Geb. Belohnungen sollen aber doch Folgen guter Thaten seyn. Auch in diesem Leben verlangt ein Soldat für seine Tapferkeit vom Könige Belohnung, und ist unzufrieden, wenn er sie nicht bekommt.

Maj. Ey, ists nicht Belohnung genug, wenn ich weiß, daß ich Recht thue? Und dann, Herr! ists mit Gott eine ganz andere Sache, als mit dem Könige. Der Herr ist ein Mensch wie ich, und kann nicht Alles wissen, sonst wäre ich auch wohl weiter. Aber Gott weiß alles, und da hats gute Wege, der wird mir schon zukommen lassen was mir gehört.

Geb. Setzen Sie nun aber einmal auf einen Augenblick voraus, daß ein künftiges Leben wäre, welches doch, wie Sie gestehen werden, an sich nicht unmöglich ist; setzen Sie voraus, daß alle unsere Handlungen, gute und böse, auch in jenem Leben Folgen haben, und daß diese Folgen, wenn uns gleich die Art noch unbegreiflich ist, überschwenglich groß seyn können. Wird nun derjenige nicht sicherer gehen, der seine Handlungen, nach einer strengen Richtschnur, so einrichtete wie er sie auch in jenem Leben zu verantworten gedenkt, als derjenige der, in der Meinung es sey nach dem Tode alles aus, alles that was ihm beliebte, und in dieser Sorglosigkeit vieles beging, das er nicht rechtfertigen und dessen Folgen er in jenem

Leben nicht ändern kann? Und überlegen Sie, welcher unter beiden in dieser Welt ein besserer Bürger, und ein rechtschaffnerer, tugendhafterer Mensch seyn werde?

Der Major sah seinen Freund starr an, und schwieg. Sebaldus auch. Endlich brach der Kranke aus:

»Herr! daran habe ich noch in meinem »Leben nicht gedacht. Ein Soldat hat auch »nicht Zeit, so weit hinzudenken. Aber ich »besinne mich jetzt eben. Wenn auch ein »künftiges Leben, und ein jüngster Tag ist, »so glaube ich, ich werde dann ein Herz fas»sen, und weder vor Gott noch vor dem »Teufel erschrecken. Laß ihn kommen den »Teufel, wenn er mich anklagen will, er »muß mich doch vor Gott anklagen; und der »weiß, daß ich nie wissentlich etwas Böses »gethan habe. O! du mein allmächtiger »Schöpfer! würde ich sagen« (er richtete sich ein wenig auf, und faltete seine Hände,) »du »weißt, daß ich nie den hülflosen Unglückli»chen gedrückt, daß ich nie Wittwen und »Waisen betrübt, daß ich nie wissentlich diese »Hände zum Bösen gebraucht habe. Zwar« — (hier schwieg er ein wenig still, und schlug

seine Augen nieder) »ich hätte noch mehr »Gutes thun können! — Aber« (hier hob er seine Augen abermals empor) »allgütiges »Wesen, ich werfe mich in Deine Hände. »Du hast mich zum Menschen machen wollen, »also sollte ich wohl nicht ganz vollkommen »seyn. Ich verlange auch nicht, wenn »ein Himmel ist, im Himmel obenan zu »stehen.«

Hier sank er, von der Anstrengung entkräftet, sanft zurück, die Luft fehlte ihm, er erholte sich, und sprach noch mit stammelnder Stimme, indem er dem Sebaldus die Hand drückte:

»Ach! mein Freund, wenn Gott ein Re»giment von Seligen hat, so wäre es schon »genug, wenn unser einer darin nur ein Ge»meiner werden könnte.« — —

Er wollte noch etwas sagen; aber der Stickfluß nahm überhand: er fing an zu röcheln, und nach einigen fruchtlosen Versuchen ihm zu helfen, verschied er; und Sebaldus drückte ihm weinend die Augen zu.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1785207318/phys_0143
DFG

Eilfter Abschnitt.

Kaum war er entschlafen, als der Prediger, welchen Sebaldus unter den Linden auf der Bank getroffen hatte, schnell in das Zimmer trat. Er hatte, bey seiner Zuhausekunft, die durch Franzen an ihn gebrachte Botschaft erfahren. Er eilte, so sehr er konnte, an einen Ort, wo er sich, wie ein anderer Fresenius, durch die Bekehrung eines Freygeistes auf dem Todtenbette zu signalisiren dachte; denn weil er alles wissen mußte was in seinem Kirchensprengel vorging, so war ihm unverborgen geblieben, daß der Major besondere Meinungen hegte, und weder ihn noch einen von seinen Kollegen zum Beichtvater hatte.

Als er sah, daß er zu spät kam, rief er aus:

Pr. O Gott! wie groß sind deine Gerichte! Auch diesen Sünder, dem du so lange Zeit zur Besserung gegeben, und der die Gnadenzeit muthwillig hat verstreichen lassen, hast du ins Gericht der Verstockung dahin gegeben! Daran mag sich jeder spiegeln, und Buße thun, weil es noch Heute heißet!

Seb. Mein Herr! schmähen Sie diesen todten Leichnam nicht! Der selige Major war ein rechtschaffener Mann. Sein Innerstes wird Gott richten, vor dessen Richterstuhle er stehet.

Pr. Wie können Sie einen verstockten Sünder selig nennen? Wissen Sie wohl, daß dieser unglückliche Mensch kein ewiges Leben, keinen Himmel und Hölle, keinen Gott und keinen Teufel geglaubt hat? Und so ist er in seinen Sünden dahin gefahren!

Seb. Er mag wohl viel Trugschlüsse gemacht haben; aber Trugschlüsse sind nicht Sünden. —

Pr. Wie? Was? Sie sind wohl ein arger Indifferentist! Soll es etwa gleichgültig seyn, was man glaubt oder ob man gar nichts glaubt?

Seb. Das nun wohl nicht. Nur kann ich niemand deshalb verdammen weil er falsche Meinungen hegt, und wenn sie auch noch so sehr irrig wären. Daher habe ich schon oft gewünscht, und dieser Fall erneuert bey mir den Wunsch, daß der Gebrauch einer gesunden Philosophie unter der ganzen Nation gemein würde, damit auch unstudirte

Personen über manche Sätze die sich aufs Übersinnliche beziehen, richtigere Begriffe bekämen. Jeder Mensch — —

Pr. O! Sie mögen wohl Selbst sehr irrige Begriffe haben. Wie gehört eine weltliche Philosophie hieher? Der Weg zum Heile ist in Gottes Wort vorgeschrieben, und in den Schriften bewährter Theologen die es erklärt haben; die wollen Sie doch wohl nicht verwerfen? Wollen Sie?

Geb. Davon ist nicht die Rede. Meine Meinung ist nur: Wer sich bey der gewöhnlichen Auslegung oder bey der gewöhnlichen Dogmatik beruhigen kann, der thue es; kann er aber nicht, und will er seine Zweifel verfolgen, so wage er sich nicht, ohne das Licht einer gesunden Philosophie, in die Irrgänge der Dogmatik und Exegese, er wird sich sonst immer mehr in Zweifel verwickeln. Doch kann ich nicht glauben, daß Gott jemand verdammen werde weil er nicht richtig genug gedacht hat *); und Menschen sollten es auch nicht thun.

---

*) Diese Meinung des Gebaldus, welche von vielen eifrigen Gottesgelehrten, als nach Ketze-

Pr. O der feinen Philosophie! O der sündlichen Weichherzigkeit eines natürlichen Menschen! Wer Gottes Wort nicht für Got-

---

rey schmeckend, verdammt werden möchte, hegte auch ein sehr verständiger und gottseliger Mann. Er sagt: »So ist es im Heidenthume »den Epikureern, und im Judenthume den »Sadducäern ergangen. Wobey mir ein öfters »eingekommener Gedanke wieder einfällt: was »doch die Ursache seyn müsse, daß unser Hei»land, der bey allen Gelegenheiten die Phari»säer so hart anlässet, weit gelinder mit den »Sadducäern umgeht, die doch, weil sie die »Auferstehung und ein anderes Leben, wo das »Gute belohnt und das Böse bestraft wird, das »Daseyn der Geister, mithin auch gute und »böse Engel läugneten, den Grund aller Reli»gion umstießen. Ich erinnere mich nicht ir»gendwo etwas Gründliches darüber gelesen zu »haben. Sollte vielleicht daraus zu schließen »seyn, daß in Gottes Augen die Heucheley, »der geistliche Hochmuth, und der ver»stockte Aberglauben, für größere Feh»ler angesehen werden, als die bloßen Irr»thümer des Verstandes, wenn sie auch »noch so wichtige Gegenstände betref»fen?« S. von Bünau Betrachtungen über die Religion. Leipzig 1769. in 8. Ites Buch, S. 90.

tes Wort hält, wer sich der Sakramente als von Gott gegebener Gnadenmittel nicht bedient, und so in seinen Sünden dahin stirbt, der ist verdammt.

Seb. Wenn Sie nähere Nachrichten von dem Zustande in jenem Leben haben, so muß ich es geschehen lassen. Ich aber kann mich nicht überzeugen, daß ein Mensch, der, so viel er konnte, seinen Pflichten nachlebte und Gutes that, der uneigennützig, gerecht und wohlthätig gewesen, und sich bey seinem Ende in des barmherzigen Gottes Arme geworfen hat, — daß dieser von Gott ausdrücklich müsse verdammt werden. Ist es anders, so weiß ich es wenigstens nicht.

Pr. Ja! Ich aber weiß es besser! Ich, als ein berufener und verordneter Diener Gottes, sage Ihnen, daß Gottes Wort ausdrücklich lehret: Wer nicht an den dreyeinigen Gott glaubt, der ist ewig verdammt, und ist keine Erlösung für ihn, weder in Zeit noch in Ewigkeit.

Sebaldus, dessen Blut durch das Wort ewige Verdammniß sehr leicht erhitzt ward, fuhr auf, und wollte heftig antworten.

Er faßte sich aber zum Glücke bald, und sagte bloß, indem er nach der Thüre ging:

»In der That, nur der welcher glaubt »er sey ein unmittelbarer Gesandter Gottes, »darf sich unterstehen das Schicksal eines »Verstorbenen so positiv zu bestimmen. Ver»antworten Sie dies bey dem, der Sie ge»sandt hat zu verdammen.« Und so ging er zur Thür hinaus.

Der Prediger, weil er niemand anders hatte, wendete sich an Franzen. Er bewies ihm, der Major müsse ewig verdammt seyn. Franz weinte, schlug sich an die Brust, und rief aus:

»Ach! er war doch so sehr böse nicht, daß »nicht für seine arme Seele Hülfe seyn sollte. »Ich wollte gern selbst für ihn hundert Ro»senkränze beten, wenn ich seine Seele aus »dem Fegefeuer retten könnte. Doch was »kann ich armer einfältiger Mensch! Nein! »ich kenne einen frommen Prior in Böhmen, »dessen Kloster der Major vom Anzünden »und Plündern gerettet hat, der wird ihm »gern von den guten Werken des Klosters »etwas zukommen lassen, den will ich bitten, »daß er für ihn Seelmessen lese.«

Der Prediger entdeckte nun mit Erstaunen, daß Franz katholisch sey. In dem Eifer seiner Bekehrungssucht fing er an, ihm den Gräuel des papistischen Sauerteiges recht lebhaft vorzumalen, und drohte ihm, wenn er sich nicht zur reinen seligmachenden evangelischen Lehre wendete, müsse er eben so wie sein Herr ewig verdammt werden.

Franz, der solche Worte nie bey dem Major gehört hatte, sah den Prediger starr an, und segnete sich über solche Lästerungen; und da der Prediger fortfuhr, den Papst den Antichrist zu nennen, schalt er ihn eine ketzerische Bestie, und lief zur Thür hinaus.

Der Prediger blieb also bey dem Leichnam allein; und da derselbe auf seine Verdammungen weiter nichts antworten konnte, so begab er sich auch fort. Als er über den Hausflur ging, machte Franz zwey große Kreuze vor sich, und spie ihm nach.

Zwölfter Abschnitt.

Herr F*** und Sebaldus lebten nun den Winter über sehr eingezogen. Ihre Unterhal-

haltung, vordem durch die Gesellschaft des Majors viel mannichfaltiger, ward jetzt etwas einförmig. Sie bezog sich mehrentheils auf gelehrte Gegenstände, hatte aber bald das gewöhnliche Schicksal gelehrter Unterredungen unter vier Augen, die nicht sonderlich gemeinnützig und lehrreich werden, wenn jeder nur sein eigenes Steckenpferd dem andern vorreiten will. Herr F*** hatte sich auf den Sensus kommunis ein Lehrgebäude der Sittenlehre und der natürlichen Theologie gebauet, welches dem Sebaldus gar nicht einleuchten wollte, der seine Ethik, als ein ächter Crusianer, auf die Thelematologie gründete. Dieser hingegen suchte seine neuen Entdeckungen über die Apokalypse seinem Freunde mitzutheilen, welche aber gar kein Gehör fanden, sondern geradezu ausgelacht wurden; indem Herr F*** schon längst bey sich ausgemacht hatte, daß in der ganzen Apokalypse kein Sensus kommunis zu finden sey. Sebaldus fing zu seiner eignen Vertheidigung an, das der Apokalypse so wie der theoretischen Philosophie im Wege stehende Grundgesetz des Sensus kommunis zu untergraben. Er suchte mit

philosophischen Gründen zu zeigen, welch ein schwankender Begriff dies sogenannte Principium sey; und bewies standhaft, daß eine Appellation an den Sensus kommunis, als an ein untrügliches Gericht über den Werth spekulativer Wahrheiten, nicht viel mehr als eine Appellation an ein inneres Gefühl bedeute, welches von Menschen zu Menschen verschieden seyn müsse, und folglich nicht erwarten lasse daß dadurch irgend etwas mit Erfolge behauptet oder widerlegt werden könne. Vergebens! Herr F*** hatte sein System lieb; Sebaldus wollte sich seine Weißagungen nicht nehmen lassen: sie wurden also heftig, machten nichts aus, und endlich, ob sie gleich nicht aufhörten sich hochzuschätzen, so fand doch nach und nach Einer nicht mehr so viel Vergnügen in des Andern Gesellschaft.

So standen die Sachen am Ende des Winters, als Herr F*** von seinem Freunde, dem Offiziere dem er so viel zu danken hatte, einen Brief bekam. Dieser edle Mann, nachdem er in allen Feldzügen des letzten Krieges für das Vaterland gefochten, und ehrenvolle Wunden erworben hatte, begab sich auf seine

Güter, um in Gesellschaft einer würdigen Gattinn den Rest seines Lebens in häuslicher Zufriedenheit zuzubringen. Aber er wollte, daß nicht er allein, sondern auch Andere glücklich seyn sollten. Er betrachtete sich als den allgemeinen Vater seiner Unterthanen, und in dieser Absicht sorgte er für die Erziehung ihrer Kinder. Er wünschte zum Schulmeister einen verständigen menschenfreundlichen Mann zu haben, der nicht etwa die Jugend bloß die Fragen und Antworten einer unverständlichen zwecklosen Heilsordnung auswendig lernen ließe; sondern ihr auch ihre Pflichten gegen Gott und Menschen deutlich mache, der die Kinder früh vor den Vorurtheilen bewahre die sich sonst beym Bauren Jahrhunderte lang fortpflanzen, und der ihnen richtige Begriffe vom Landbaue, den sie zu treiben bestimmt wären, beybringe: kurz, der sie zu künftig vernünftigen Menschen und guten Bauern erzöge. Einen solchen Mann wollte der Menschenfreund aus seinen eignen Mitteln besolden *), und er

*) Wenn die Chronologie, welche in unserer wahren Geschichte das Hauptwerk ist, nur auf

bat seinen Freund F*** ihm einen solchen Mann zu verschaffen.

Herr F*** schlug unserm Sebaldus diese Stelle vor; der sie auch vielleicht würde angenommen haben, wenn er nicht überlegt hätte daß sein Wohlthäter, der Armenschulmeister, sie so gut als er verwalten könne, und daß diesem Manne, nach der unverschuldet erlittenen Beschimpfung seiner Familie, die Entfernung von seinen bisherigen Bekannten zur Beruhigung gereichen würde. Er empfahl also denselben, und Herr F*** nahm ihn an.

Indeß verließ Sebaldus dennoch Berlin gegen den Frühling. Er hatte seit geraumer Zeit keine Nachricht von seiner Tochter, welches ganz natürlich zuging. Der Frau von

---

irgend eine Art, sollte es auch durch eine Hypothese seyn, sich vereinigen ließe, so würde im übrigen diese ganze Beschreibung vollkommen auf den verehrungswürdigen Herrn v. Rochow auf Rekahn passen, welcher durch seine Schulen und durch seinen Versuch eines Schulbuchs für Landleute alles das oben Erzählte und noch mehr gethan hat.

Hohenauf war daran gelegen daß niemand Marianens Aufenthalt wissen sollte. Sie hatte daher für gut gefunden, den Brief zu verbrennen, welchen Mariane vor ihrer Abreise zur Gräfinn ***, unter Einschluß des Hieronymus, an ihren Vater geschrieben hatte. Als sich Hieronymus, auf Sebaldus wiederholtes Bitten, bey der Frau von Hohenauf nach Marianen erkundigte, war derselben kaltsinnige Antwort: »die Mamsell »habe sich heimlich fortgemacht, und sie wisse »nicht wohin.« Durch diese Nachricht ward Sebaldus sehr beunruhigt, und beschloß im Frühlinge selbst seinen Freund zu besuchen, um, wo möglich, von seiner Tochter nähere Nachricht zu erhalten.

Ob es auf diese Entschlüsse nicht einigen Einfluß gehabt habe, daß weder Herr F*** noch sonst jemand in Berlin von seiner Auslegung der Apokalypse etwas hören wollte, und daß er Ursach finden mochte zu glauben, der Offizier werde nicht sehr apokalyptisch gesinnet seyn, so vortheilhaft auch sonst Herr F*** denselben schilderte: wollen wir den Schreibern metaphysisch-moralischer Systeme zu untersuchen überlassen, welche auf ein

Haarbreit anzugeben wissen, aus welchen Grundsätzen die menschlichen Handlungen entspringen sollen und nicht entspringen.

Genug: Sebaldus, der bey seiner fleißigen Arbeit und sparsamen Lebensart, eine für ihn beträchtliche Summe zurückgelegt hatte, nahm im Maymonate von Herrn F*** Abschied, setzte sich auf die Post, und befand sich in wenig Tagen bey seinem lieben Hieronymus, und bey seinem ihm eben so lieben Kommentar über die Apokalypse.

Dreyzehnter Abschnitt.

Sebaldus konnte, wider sein Vermuthen, durch Hieronymus nichts vom Aufenthalte seiner Tochter erfahren, und dieser widerrieth ihm auch, deshalb zur Frau von Hohenauf zu reisen, weil schon voraus zu sehen war, alle Nachforschung würde vergeblich seyn. Er tröstete sich indeß damit, daß er Gelegenheit hatte seinen Kommentar der Apokalypse aufs neue zu übersehen und zu vermehren. Nachdem er länger als einen Monat damit zugebracht hatte, fing er an der müßigen Lebensart überdrüßig zu werden, und wünschte sich

wieder eine ordentliche Beschäftigung. In der fürstlichen Residenzstadt hatte er kein Amt zu hoffen. Zu Herrn F*** zurückzukehren trug er kein Belieben, und andere Aussichten konnte er in Berlin nicht wohl haben. Es fügte sich aber, daß ein gewisser Edelmann, der vormal am fürstlichen Hofe Kammerjunker *) gewesen war und nachher im Holsteinischen ansehnliche Güter erheurathet hatte, vom Hieronymus einen Aufseher seiner Bibliothek und seines Antiquitätenkabinets verlangte. Sebaldus ließ sich leicht bereden die Stelle anzunehmen. Hieronymus gab ihm einen Empfehlungsbrief an den Kammerjunker mit; und weil er eben an der Magdeburgischen Gränze Rechnungen für verkauftes Getreide abzuthun hatte, so setzte er sich mit demselben auf die Post, um ihn, so weit sein Weg ging, zu begleiten.

Nachdem sie einige Meilen gereiset waren, gesellte sich zu ihnen ein Mann zu Pferde, der wie ein Verwalter aussah, und den Hieronymus als einen Bekannten be-

*) S. Wilhelmine, S. 99.

grüßte; und in der folgenden Station bestieg den Postwagen, nebst andern unbedeutenden Reisenden, ein Mann ernsthaften Ansehens, der ihnen nach der ersten Begrüßung selbst sagte, er sey ein Gelehrter und sein Hauptstudium die Arabische Sprache. Er galt in der That, wie man nachher unter der Hand erfahren hat, auf ein paar kleinen Universitäten für einen grundgelehrten Mann, der Hebräisch, Arabisch, Persisch, Syrisch, Samaritanisch, Phönizisch und Koptisch aus dem Grunde verstehe. Er hatte nicht allein, gleich andern Kennern der höhern Exegese, das Hebräische durch das Arabische zu erklären gesucht, sondern war auch auf eine Höhe gestiegen die noch kein anderer Exeget erreicht hatte, nehmlich zu dem Versuche, das Arabische durch das Hebräische in helleres Licht zu setzen. Er war in Leipzig gewesen, wo freylich seine gerühmte Arabische Kenntniß bey Reisken nicht großen Beyfall gefunden haben soll, welcher glaubte daß sie sich nicht weit über des Golius Lexikon erstrecke. Unser Mann hielt dies aber, wie billig, für Neid, und wandte sich nach Wittenberg. Er hatte eine Sammlung der vermittelst des

Arabischen von ihm neuentdeckten Beweissprüche der Bibel bey sich, wodurch die vornehmsten Artikel der Dogmatik noch mehr befestigt würden; und er glaubte dadurch in dieser orthodoxen Stadt gewiß eine ansehnliche Belohnung oder Beförderung zu erhalten. Aber zu seinem Erstaunen hielten alle dortige Doktoren der Gottesgelahrtheit seine neuen Beweissprüche für ganz überflüßig, weil sie meinten, die Dogmatik sey durch die Augspurgische Konfession und durch das Konkordienbuch befestigt genug. Zum Glücke konnte ihm seine Arabische Gelehrsamkeit so gut dienen, als weiland dem Ritter Hudibras seine Logik:

who wou'd dispute,
Confute, change hands, and still confute.

Er zog also, mit Hülfe der Arabischen Sprache, eine große Menge Erklärungen aus der Schrift, wodurch die vornehmsten Artikel der Dogmatik zweifelhaft gemacht wurden, und war jetzt eben im Begriffe, mit diesem Schatze neuer Entdeckungen ins Brandenburgische zu reisen, wo sie, wie er gewiß glaubte, Waare für den Platz seyn müßten.

Dieser Mann wandte sich sogleich an

Sebaldus als an einen Gelehrten, und suchte ihm einen hohen Begriff von seinen Entdeckungen beyzubringen. Er bewies ihm weitläuftig, die Hebräische Sprache sey gänzlich ausgestorben, und ohne die Arabischen Wurzeln sey an keine Palingenesie derselben zu gedenken. Er legte ihm daher verschiedene ganz nagelneue Erklärungen vor: z. B. daß 1. B. Mose XLIX, v. 10. wo man einige Jahrhunderte lang den Messias zu finden geglaubt habe, von einer Überschwemmung die Rede sey; daß B. der Richter VII, v. 13. wo Luther von gerösteten Gerstenbroten redet, von einem aus der Scheide gezogenen Schwerte verstanden werden müsse, und dergleichen schöne Sächelchen mehr. Sebaldus, der kein Freund vom Exegesiren, am allerwenigsten von einer so ausschweifenden Exegese war, schwieg ganz still, bis ihn der Fremde zu wiederholtenmalen fragte, was ihm von dieser Erklärungsart dünke, und ob sie nicht völlig neu und sehr sinnreich sey.

Sebaldus sagte ganz kalt: »Neu und »sinnreich mag sie seyn; aber ich sehe auch »wohl, daß man mit einer solchen Erklärungs-

»art leicht Schwarz in Weiß verwandeln,
»und einen Autor sagen lassen kann was
»man will.«

Der Fremde, der laute Bewunderung erwartet hatte, fing nochmals an mit sehr beredten Gründen darzuthun, daß die Bedeutungen der Hebräischen Wörter verloren gegangen wären, und daß man in den Wurzeln der verwandten Sprachen, besonders der Arabischen, diese Bedeutungen wieder auffinden müsse.

Sebaldus versetzte: Es scheint mir ganz unmöglich, die genauen Bedeutungen der Deutschen Wörter, wenn sie ganz verloren gegangen wären, nach ein Paar tausend Jahren in den Wurzeln der Dänischen, Schwedischen und Engelländischen wieder zu finden. Wer die Deutsche Sprache nur in den Wurzeln kennte, und z. B. im Dänischen die Wurzelwörter Tisch, Topf und Nacht gefunden hätte, und nun daraus schließen wollte, Nachttisch und Nachttopf müßten Sachen von einerley Art seyn und beide nur in der Nacht gebraucht werden, dem würde es gerade so gehen, wie unsern heutigen Arabischen Philologen. Ich habe kürz-

lich eine Schrift des berühmten Reiske *) gelesen, der die Unmöglichkeit zeigt, die

*) Dieses sehr gelehrten und sehr aufrichtigen Mannes Gedanken, wie man der Arabischen Litteratur aufhelfen könne und solle, stehen in den von ihm verfertigten Zusätzen zu den Abhandlungen der k. Akademie der schönen Wissenschaften zu Paris, die den elften Theil der Deutschen Übersetzung (Leipzig 1751. gr. 8.) ausmachen. Diese kleine Schrift verdiente bekannter zu seyn, und von vielen gelesen zu werden, zumal zu jetziger Zeit, da wieder allenthalben stark aus der Arabischen Gaukeltasche gespielt wird. (Anmerkung der ersten Auflage.) — Jetzt sind auf den theologischen Jahrmärkten Deutschlands mit der arabischen Gaukeltasche keine Zuschauer zusammenzubringen. Dagegen wird jetzt gar behende gespielt, aus der Gaukeltasche der Religion innerhalb den Gränzen der bloßen Vernunft. Aus derselben holt man uns ein in der Philosophie postulirtes (d. h. auf deutsch, unbewiesen angenommenes) kategorisches Moralgesetz vor, und heißt es uns hier als das Gebot Gottes betrachten; nachdem man uns vorher in der Kritik der praktischen Vernunft versichert hat: Gott sey nichts als eine Idee, welche der Mensch, wegen des in ihm liegenden Kategorischen Moralgesetzes, nothwendig annehmen müsse.

Arabische Sprache jetzt schon auf die Hebräische anzuwenden. Er versichert: »Daß »noch nicht der tausendste Theil der nützlichen »Arabischen Manuskripte bekannt ist und ge»braucht werden kann; daß die meisten Theo»logen, die das Hebräische aus dem Arabi»schen meistern wollen, aus des Golius »Lexikon nur eine sehr dürftige Kenntniß »erschnappt haben, oder aufs höchste ein »Paar Suren aus dem Alkoran lesen

---

Das Gebot einer Idee kann wohl nichts, als ein Gaukelspiel seyn. Als daher im Jahre 1797 Magister Niethammer in Jena, auf das Fundament dieser Lehre Doktor der Theologie ward, versicherten die theologischen Philosophen auf eben dieser Universität: »Da Niethammer be»hauptet habe: Man könne von dem teleolo»gischen Standpunkte aus, die christliche Reli»gionslehre für Offenbarung ansehen; so »sey dies mehr ein erschlichenes Kompli»ment des neuen Doktors der Theologie »an eine christliche Universität, als Über»zeugung« und sie fügen hinzu: »Der Mensch »schaffet die Gottheit und die Offenbarung »aus sich selbst und für sich allein.« S. die Jenaische A. Litteraturzeitung 1797. Nr. 413 S. 305. (Anmerk. d. vierten Auflage.)

»können; daß wir selbst vom Alkoran »nicht einmal so viel wissen, um zu entschei»den, ob der von Maraccius oder von »Hinkelmann eingeführte Text nach der »Lesart der Schule zu al Kufah oder al »Basrah sey, welches, wie er sagt, ein so »großer Unterschied ist, als zwischen Luthe»ranern oder Katholiken. Er sagt ausdrück»lich, daß man noch einhundert Jahre hin»durch gute Arabische Bücher drucken, und »sich bis dahin die Lust darüber zu »philosophiren ganz vergehen las»sen sollte. Er vergleicht, sehr treffend, »die Theologen die jetzt schon das Hebräische »aus dem Arabischen erläutern wollen, mit »den alten Philosophen, welche die Wirkun»gen der Dinge in der Natur a priori de»monstriren wollten, ehe sie noch die Natur »durchstudiret hatten, und dadurch die lä»cherlichsten Grillen in die Physik brachten.« Habe ich Unrecht, fuhr Sebaldus fort, wenn ich Reisken, dem größten Kenner der Arabischen Sprache, hierin glaube?

»Ey!« rief der Fremde ziemlich entrüstet, »Reiske kann hiervon nicht urtheilen; der »Mann versteht zwar etwas Arabisch, aber

»von dem Hebräischen und andern orientali-
»schen Sprachen weiß er so viel als nichts.
»Und Sie, mein guter Herr, der Sie in
»allen diesen gelehrten Sachen ganz und
»gar unwissend, Sie sollten davon auch
»ganz und gar nicht urtheilen, sondern
»Ehrfurcht für die Bemühungen gelehrter
»Männer haben, die durch ihre Arabische
»Philologie der Bibel ein neues Licht an-
»zünden.«

»Eben deswegen bekümmere ich mich nebst
»andern Ungelehrten darum,« sagte Sebaldus,
»weil es über unsere Haut hergeht. Von der
»einen Seite wird uns zugerufen, daß wir
»ohne den geschriebenen Willen Gottes nicht
»selig werden können; und von der andern
»Seite kommen gelehrte Leute, erklären
»uns, mit Hülfe von einigen Wurzeln
»und Konjekturen, hinein und hinaus,
»was ihnen beliebt. Und das sollen wir mit
»Ehrfurcht glauben, weil wir nicht den Go-
»lius nachgeschlagen haben, oder nicht den
»arabischen Alkoran exponiren können? Nein!
»Das Wohl des menschlichen Geschlechts kann
»unmöglich auf solchen Wortklaubereyen be-
»ruhen! Hat man einen seltsamern Zirkel ge-

»sehen, als den worin man uns herumführen
»will? Der Willen Gottes im alten Testa-
»mente ist Hebräisch geschrieben. Zu den Zei-
»ten der Apostel und der ersten Christen wußte
»man nichts davon, daß die Bedeutung der
»Hebräischen Wörter verloren gegangen wäre.
»In den folgenden Jahrhunderten auch nicht;
»aber wohl vergaß man den Hebräischen Text
»beynahe ganz und gar, und hielt sich an die
»Vulgata. Als man die Hebräische Sprache
»wieder hervorsuchen wollte, mußte sie Reuch-
»lin von den Juden lernen, ohne zu wissen
»daß diese ihr Hebräisch selbst nicht verstän-
»den, welches sie sich auch nicht träumen lie-
»ßen. Auf diese Kenntniß der Hebräischen
»Sprache, wurden sowohl Luthers deutsche
»Übersetzung, als auch alle unsere symboli-
»schen Bücher gebaut; wir stritten, beynahe
»zwey Jahrhunderte lang, mit bitterm Eifer
»über darauf gegründete Lehrsätze; und end-
»lich, nach zweyhundert Jahren, erfahren wir,
»daß die Bedeutung der meisten Wörter der
»Hebräischen Sprache verloren gegangen ist,
»und daß wir sie im Arabischen aufsuchen
»müssen. Nun haben wir wieder zweyhundert
»Jahre zu streiten. Alsdann kömmt vielleicht
»je-

»jemand, der uns berichtet, daß sich die Be»deutung der Arabischen Wörter auch verän»dert hat *), so wie es in allen Sprachen in »der Welt gegangen ist, und daß wir diese

*) Wenn der Freunde wieder zum Worte gekommen wäre, so hätte er vermuthlich standhaft behauptet, daß keine einzige Bedeutung eines einzigen Arabischen Worts jemals sich verändert hätte. Dies versicherte wenigstens im J. 1771 Magister Schelling, welcher sitzend in seiner Studierstube im herzoglichen Stifte zu Tübingen, unwidersprechlich überzeugt war, daß die Arabische Sprache »noch jetzt eben dieselbe ist, die »sie bald nach der Zeit ihrer Entstehung »war,« und ein feines Kapitel »von der »wunderbaren Erhaltung der Arabi»schen Sprache in ihrer ersten Reinig»keit von den allerältesten Zeiten bis »auf den heutigen Tag« zu erzählen weiß, wie aus seiner Abhandlung von der Arabischen Sprache (Stuttgard 1771. 8.) besonders S. 16 bis 21 des mehrern zu ersehen. Freylich, der Reisende Niebuhr, welcher in Arabien gewesen ist, berichtet, die jetzige Arabische Sprache sey von der alten wie das Italiänische vom Lateinischen unterschieden; die jetzigen Arabischen Gelehrten müßten die Sprache des Alkorans und anderer Schriften, in ihren Schulen als eine todte Sprache lernen; die jetzige

»Bedeutung jetzt in der Persischen Sprache *), »oder wer weiß wo, aufsuchen müssen.«

Hier ward Sebaldus durch ein heftiges Geschrey unterbrochen, welches sich auf der Landstraße einige hundert Schritte von dem Postwagen erhob. Der Postillion trieb die Pferde an, um zu sehen was es bedeute? Was dieses nun für ein Geschrey gewesen, wollen wir künftig berichten, und indeß zur Geschichte Marianens und Säuglings zurückkehren.

Arabische Sprache sey so wie alle Sprachen des Erdbodens in viele Dialekte vertheilt, u. dgl. m. Aber was thut das zur Sache? Niebuhr ist ja ein ungelehrter Ingenieur, und kein gelehrter Philologe!

*) Der gelehrte Engländer Sir William Jones hat in der Vorrede zu seiner Persischen Grammatik, schon einen Wink gegeben, den ein deutscher Professor der Philogie, der vor seinen Zuhörern mit neuen Entdeckungen glänzen will, bald wird mißbrauchen können.

Ende des vierten Buchs.

Fünftes Buch.

Erster Abschnitt.

Mariane ward bey ihrer Ankunft auf dem Gute der Gräfin von *** mit offnen Armen empfangen. Diese Dame, welche in der schönen Jahreszeit häufige Besuche hatte, fand sich mehrentheils, vom Eintritte der rauhen Herbstwitterung an, einsam. Alle ihre Nachbarn, denen kaum der heitere Sonnenschein und die grünenden Bäume den Landaufenthalt hatten erträglich machen können, eilten nach der Residenzstadt, um zu Vergnügungen zurückzukehren die ihnen angemessener waren: zu Cour-Tagen, wo man sich tief neiget um seinen Stolz zu zeigen; zu Bällen, wo jeder sich bis über die Zähne vermummt, obgleich keiner mit einer Maske spricht oder tanzt die

er nicht kennet; zu großen Mittagsmahlen, wozu man alles was vornehm und angesehen ist, zusammen bittet um vier Stunden lange Weile zu haben; und zu feinen Abendmahlzeiten, zu welchen man sich mit leichtsinnigen oder sittenlosen Leuten einschließt, um sich ein paar Stunden lang einzubilden man sey vergnügt gewesen. Die Gräfinn, welche alle diese herrlichen Vergnügungen Jahre lang geschmeckt hatte und davon sehr bald war gesättigt worden, trug kein Verlangen im Winter ihre Güter zu verlassen. Sie hatte gelernt, sich selbst genug seyn. Die Besorgung ihrer Angelegenheiten, kleine weibliche Arbeiten, und die Lektur, konnten sehr wohl den größten Theil ihrer Zeit beschäftigen. Nur fehlte ihr noch eine Gesellschafterinn ihres Geschlechts, von unbescholtenen Sitten, und die Verstand und Geist genug besäße, um an derselben bey Spaziergängen (die sie auch in schönen Wintertagen nicht verabsäumte) und bey ihren wohlthätigen Besuchen ihrer Unterthanen, eine Gefährtinn zu haben, in deren Gesellschaft sich der Geist, der in der Einsamkeit erschlafft, zu angenehmer Unterhaltung wieder anspannen könne.

Eine solche Gesellschafterinn fand sie an Marianen, welche ihr daher alle Tage werther ward.

Mariane auf ihrer Seite lebte sehr glücklich. Die Gräfinn verbannte aus ihrer Gesellschaft alle Art von Dienst; sie bedurfte einer Freundinn. So verflossen die Wintermonate unter gemeinschaftlichen Arbeiten, Lektur und Unterhaltung. Es ist leicht zu erachten, daß der Umgang mit einer Dame, welche so viel Verstand mit so viel Erfahrung und Weltkenntniß verknüpfte, Marianen zu ihrer Bildung ungemein lehrreich seyn mußte. Die von der Gräfinn sehr wohl gewählte Lektur trug das ihrige dazu bey; und obgleich Mariane dadurch belesener ward, so wußte die Gräfinn doch, durch feinen Scherz, sie von der kleinen Thorheit ihre Belesenheit in Gesellschaft zu zeigen, in Kurzem ganz zu heilen.

Die einzige Störung der Reihe von sanften Vergnügungen worin Mariane lebte, war das Andenken an Säugling; und vielleicht ist eine solche Störung einem jungen und lebhaften Frauenzimmer behaglich, weil dadurch die Einförmigkeit ihrer Empfindungen mannich-

faltiger wird. Sie dachte sehr oft an den schnellen Abschied wodurch sie getrennt worden, und war zuweilen ungehalten daß er ihr keine Nachrichten von sich gebe; dann überlegte sie wieder daß er ihren Aufenthalt nicht wissen werde, und indem sie ganz leise den Gedanken dachte daß sie an ihn schreiben könne, erröthete sie als vor einem ihr unanständigen Schritte. Sie klagte sodann wieder in Gedanken über die Unmöglichkeit von ihm Nachricht zu erhalten; dann fiel ihr ein, daß sie der Frau von Hohenauf versprochen hatte alle Verbindung mit Säugling aufzuheben; und dann entschloß sie sich ihn völlig zu vergessen. Indem sie aber diesen Entschluß recht zu befestigen suchte, ward sein Bild unvermerkt in ihrer Einbildungskraft lebhafter, und sie vernichtete ihren Vorsatz selbst indem sie ihn auszuführen dachte.

Säugling, auf seiner Universität, zerbrach sich nicht weniger den Kopf über Marianens Zustand. Er hatte vermittelst des Kammermädchens nichts weiter erfahren können, als daß Mariane in der Nacht in einem Wagen wäre weggebracht worden. Er spannte seine ganze Einbildungskraft an um zu muthmaßen

wohin sie gerathen sey; aber vergebens. Er mußte sich begnügen, an ihr geliebtes Schattenbild die zärtlichsten Seufzer abzusenden. So verging der Winter damit, daß er an Marianen dachte, ihren Namen in Ermangelung eines Baums, in sein Schreibepult schnitt wenn er sie besingen wollte, und über beides von Rambold geschraubt ward.

Im Frühlinge, nachdem er auf dieser zweyten Universität ein Jahr gewesen war, berief ihn sein Vater, der sich nach geendigtem Kriege in Westphalen ein Landgut gekauft hatte, nach Hause. Er reisete mit Rambold ab, und nahm seinen Weg über den Landsitz seiner Tante, die sich stellte als hätte sie den Vorfall mit Marianen ganz vergessen, und ihn mit vieler Freundlichkeit aufnahm. Demungeachtet wagte er nicht, sich nach Marianen zu erkundigen. Aber die Tante selbst nahm einst Gelegenheit mit lächelndem Munde eine Neuigkeit zu sagen, die wie ein Blitz in seine Seele fuhr: »Daß die Mariane, die einst ein »flüchtiger Gegenstand seiner Neigung gewe»sen, in Franken bey einem Edelmanne fran»zösische Mamsell worden, und kürzlich den »Informator, dem der gnädige Herr eine

»erledigte Pfarre gegeben hätte, geheurathet »habe.«

Sie erdichtete diese Nachricht nicht ohne besondere Absichten. Zu Folge ihrer beständigen Leidenschaft ihre Familie zu erheben, wünschte sie daß ihr Neffe eine Adeliche heurathen möchte. Ihre Augen waren dabey auf das Fräulein von Ehrenkolb gerichtet, die von altem Adel aber nicht von großem Vermögen war, und mit ihrer Mutter, einer Wittwe, auf einem kleinen Gute in der Nachbarschaft wohnte. Die Frau von Hohenauf zweifelte nicht daß die Frau von Ehrenkolb durch den großen Reichthum, welchen der junge Säugling als ein einziger Sohn zu erwarten hatte, leicht bewogen werden könne in diese Heurath zu willigen. Sie sah schon in Gedanken, der alte Säugling, da er bereits ein Rittergut besitze, werde sich adeln lassen und seinem Sohne eine ansehnliche Bedienung kaufen; und nun wiegte sie sich schon im Voraus mit dem angenehmen Traume, daß durch ihn ihre Familie, in ein paar Generationen, zu den angesehensten des Landes gezählet werden könne.

Die Frau von Hohenauf hatte ihrem Nef-

sen von diesen ihren politischen Absichten noch nichts gesagt; und er konnte sich, ihm so fremde Gedanken nicht aus eignem Triebe in den Kopf kommen lassen: denn er war bloß mit seinen Gedichten und mit seiner Liebe zu Marianen beschäftigt. Seitdem er von ihr so plötzlich war geschieden worden, sang er gar fleißig an Sie gerichtete Lieder, und las sie in der Deutschen Gesellschaft des Ortes vor. Diese Sammlung hatte er kurz vor seiner Abreise unter die Presse gegeben. Er war, wie jeder junge Autor, über den Gedanken daß seine Gedichte gedruckt würden, vor Freuden außer sich, und ergötzte sich dabey mit den angenehmsten Träumen, welche zärtliche Scenen erfolgen würden wenn er einmal von Marianen Nachricht erhalten, und ihr diese Folge von Gedichten überreichen sollte. Man urtheile also, wie groß seyn Schmerz seyn mußte zu hören, daß Mariane seine Liebe leichtsinniger Weise sollte vergessen haben, und daß folglich alle diese zärtlichen Liebesseufzer ihre Wirkung verfehlen würden. Zwar gehörte er nicht zu den starken selbstständigen Seelen, welche, wenn ihnen ihre Geliebte vor dem Munde weggeheurathet

wird, sich nothwendig erschießen oder in einen Fluß stürzen müssen; dennoch irrte er oft trostlos in dem nahe gelegenen Walde, achtete weder Wind noch Regen, sondern klagte dem Echo und den murmelnden Bächen seine Noth. Er sang manche Lieder voll verliebter Verzweiflung, und endlich eins worin er der Liebe ganz und gar entsagte. Dies letztere gefiel ihm außerordentlich; denn es schien ihm feierlicher, als alle seine vorigen Lieder. Sein verliebter Schmerz brachte also neue Geisteswerke hervor, und ward durch das Wohlgefallen daran nach und nach gelindert.

Zweyter Abschnitt.

Die Frau von Ehrenkolb, nebst ihrem Fräulein Tochter, begaben sich auf geschehene Einladung nach dem Gute der Frau von Hohenauf. Das Fräulein stand in der Blüthe ihrer Jahre, denn sie war noch nicht völlig achtzehn alt. Ihre standesmäßige Erziehung hatte sie der Aufsicht einer Französinn zu danken, die in ihrem Vaterlande eine Trödelkrämerinn gewesen war, in Deutschland aber, mit dem Reste ihrer Bude ausgeschmückt, sich zur

Comtesse erhob. Nachdem diese Pariserinn verschiedene deutsche Höfe besucht und auf maskirten Bällen und auf Lustschlössern mit Herzogen und Reichsfürsten gegessen und gespielt hatte, ließ sie sich endlich, des Hoflebens satt, aus angeborner Gutherzigkeit bereden, ein deutsches Landfräulein zur Dame umzuschaffen, und es auf den guten Ton zu stimmen, den sie selbst in Paris gelernt hatte, obgleich freylich nur aus der dritten oder vierten Hand. Das Fräulein machte einem so trefflichen Unterrichte ungemeine Ehre, indem sie Alles was ihr die Französinn anpries noch zu übertreiben wußte. Sie konnte mit geläufiger Zunge jedermann Rede angewinnen, alles verachten, sich zu allem drängen, sich nichts übel nehmen, dreyerley auf einmal sprechen und thun, um in Gesellschaft die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen; widersprechen, um eigensinniger Laune Lauf zu lassen die oft für lebhaften Geist genommen wird; nachgeben, um mit Zierlichkeit schmollen zu können; in Einem Nachmittage an sechs Orten, und allenthalben abwesend seyn; in der ganzen Gesellschaft am lautesten reden und am wenigsten sagen; sich putzen, schminken, spie-

len, tanzen, liebäugeln und Sentimens plaudern, alles zugleich und ohne daran zu denken. Kurz sie besaß den bon ton vollkommen, und hatte sich, um ihn an Mann zu bringen, den vergangenen Winter an einem benachbarten fürstlichen Hofe zum erstenmal als eine ausgemachte Petitemaitresse gezeigt. Sie war mit ihrem Anfange selbst nicht übel zufrieden: denn sie hatte mehr Aufsehen gemacht als irgend ein anderes Fräulein; einige ihrer Moden waren nachgeahmt worden, die Schönheiten des vorigen Winters kamen gegen sie nicht mehr in Betrachtung, die Anbeter drängten sich um sie, Geschenke, Nachtmusiken, Bälle wovon sie die Königinn war, folgten sich unaufhörlich, und sie besaß wirklich ein sehr großes Packet Liebesbriefe von den bestfrisirten Köpfen des Hofes.

Die Frau von Ehrenkolb gehörte zu den guten Müttern, die sich selbst in ihren Töchtern genießen. Daß ihr Fräulein Aufsehn machte und gerühmt wurde, gefiel dem mütterlichen Herzen; und wenn sich ihre Erfahrung auch wider manche Frivolität setzte, so war doch die kleinste Liebkosung der Tochter hinlänglich, die schwache Frau nachgebend zu

machen, ja ein ruhiger Nachmittag war genug ihr einzubilden ihre Tochter wäre gesetzt und weise.

So ungelegen dem Fräulein der verdrießliche Frühling kam, der sie aus der fürstlichen Residenz auf's Land trieb, so angenehm war ihr die Einladung zur Frau von Hohenauf. Sie hatte bey derselben schon oft große glänzende Gesellschaften gesehen, und hoffte also daselbst wieder viel schöne Welt, und unter derselben viele Anbeter zu finden. Sie probirte schon in Gedanken die Rollen welche sie spielen wollte, und träumte schon viel von zahlreichen Partieen, vom Neide anderer Damen, und von einer muntern Jugend die sie mit Einem Blicke an ihrem Siegeswagen hinter sich zog. Wie sehr erschrocken war sie daher, als sie niemand antraf; denn den schüchternen Säugling, der eine so rauschende Petitemaitresse als ein niegesehenes Wunderthier anstaunte und Einen Reverenz über den andern machte, rechnete sie wirklich für nichts. Sie sah sich einige Tage lang in der traurigen Nothwendigkeit, drey Stunden nach Sonnenaufgange aufzustehn, sich zu putzen ohne gesehen zu werden, den lieben langen Tag

in frischer Luft und in grünen Auen herumzugehn, und des Abends sich zu einer einsamen Whistpartie zu setzen, wobey sie keine andere Beschäftigung hatte als aufs Spiel Acht zu geben.

Da indeß die Frau von Hohenauf ihren Neffen so viel möglich in dem besten Lichte darzustellen suchte, und er selbst, dem es zur andern Natur geworden war holdselig gegen jedes Frauenzimmer zu seyn, an Achtsamkeiten gegen das Fräulein nichts ermangeln ließ; so faßte sie ihn endlich in die Augen, und wollte, da sie an seiner Kleidung einen ziemlichen Geschmack bemerkte, aus langer Weile versuchen ob aus ihm etwas zu machen wäre. Dies gelang ihr, über Vermuthen; denn kaum hatte sie den ersten Bogen von Säuglings gedruckten Gedichten gelobt, welche er nicht ermangelte ihr vorzulesen, so zeigte er sich gleich als einen ganz andern Menschen. Seine weibische Schüchternheit hatte der ungestüme Rambold durch Schrauberey wegzuspotten vergebens versucht; aber sie verschwand, da er einer petillirenden Petitemaitresse gefiel, und ihr wieder gefallen wollte. Er fing an zu schwatzen, zu widersprechen, sich dreymal

in einer Minute herumzudrehen, zu antworten ehe die Frage vorbey war, und zu fragen ohne Antwort zu verlangen, jedermann dreist in die Augen zu sehen, und sich des c'est pour cela! eh mais! tant pis! und tant mieux! so geschickt zu bedienen, daß man schier hätte glauben mögen er habe monde. Dabey war, weil er seine liebe Poesie nie vergaß, das Fräulein der Gegenstand aller seiner Gedichte; ja weil er überhaupt (wie mehrere junge Poeten, und alte Poeten die lange jung bleiben) nur allzugeneigt war seine poetischen Phantasieen ins wirkliche Leben zu übertragen, so dünkte ihm oft, daß er etwas für das Fräulein empfinde, welches er ohne Bedenken würde Liebe genannt haben, wenn ihm nicht sein gutes Herzchen augenblicklich geklopft, und ihn erinnert hätte, daß er seine obgleich ungetreue Mariane noch nicht vergessen müsse. Das Fräulein ihrerseits betrachtete ihn als ihre Kreatur, und triumphirte, einen Anbeter, und zwar einen Anbeter von einer so neuen Gattung als ihr ein Poet war, erworben zu haben. Denn sie hatte noch nie deutsche Verse gesehen, noch weniger Verse, deren Gegenstand sich auf sie

selbst bezog. Diese neue Seltsamkeit war hauptsächlich die Ursach warum sie Säuglings Gedichte so allerliebst fand, obgleich der Verfasser wirklich glaubte, die Vortrefflichkeit seiner Verse hätte das allein bewirkt. Ein sehr gewöhnlicher Irrthum! Denn wenn z. B. unsere Deutschen Hofleute neben ihrer gewöhnlichen standesmäßigen Französischen Lektur zuweilen auch ein Deutsches Buch durchblättern und davon reden, so geschieht es gemeiniglich bloß deshalb, weil sie dadurch am Hofe einen gewissen Anstrich von Sonderbarkeit zu erhalten meinen, der sie unter den übrigen flachen Hofgesichtern ein wenig hervorziehen könnte; indeß halten dies unsere gutherzigen deutschen Genien doch für einen wirklichen Beyfall, und träumen wohl gar, die Zeit sey nahe da sich der reichste und wollüstigste Theil der Nation des witzigsten und verständigsten nicht mehr schämen wird.

Säugling, dem kein Zweifel über die Wirkung seiner Gedichte einfallen konnte, schwamm in dem Vergnügen seine Geisteswerke von einem so schönen Fräulein bewundert zu sehen. In dieser Entzückung kam er auf den Gedanken, ihr seine Sammlung von

Gedichten

Gedichten zuzueignen, da deren Abdruck eben geendigt werden sollte. Dies setzte ihn ganz in die Gunst des Fräuleins. Ihren Namen gedruckt zu erblicken, sich vor dem ganzen H. Römischen Reiche deutscher Nation für schön und witzig erklärt zu sehen (denn Säugling hatte in seiner Zueignungsschrift die poetischen Floskeln nicht gespart), war ihr so schmeichelhaft, daß ihr Säugling ein homme adorable schien, und sie bey sich Kraft fühlte ihn wirklich vierzehn Tage nacheinander zu lieben.

Nun waren beide unzertrennlich. Obgleich diese beständigen Zusammenkünfte eigentlich nur Galanterie und Eigenliebe zum Grunde hatten, so hielt sich doch die Frau von Hohenauf fest versichert, daß Liebe im Spiele wäre; denn sie hatte das Päärchen vom Anfange an mit aufmerksamen Augen betrachtet, und trauete sich nicht wenig Geschicklichkeit zu die Geheimnisse anderer zu errathen. Sie freute sich insgeheim, daß ihr Anschlag, fast ohne ihre Bemühung, anfinge so gut von statten zu gehen.

Als nun die Frau von Ehrenkolb, nebst ihrem Fräulein, nach einiger Zeit auf die

Rückreise nach ihrem Gute dachte, that Frau von Hohenauf schlau genug den Vorschlag, daß ihr Neffe nebst seinem Hofmeister in ihrer Gesellschaft reisen sollte, weil der Wohnort der Frau von Ehrenkolb wirklich auf dem Wege nach Westphalen lag den jene zu machen hatten. Daß dem Fräulein dieser Vorschlag angenehm gewesen sey, ist leicht zu erachten; und die Mutter war gleichfalls damit zufrieden: denn Säugling hatte auch ihre Gunst erlangt, indem er sich zuweilen zu ihr setzte mit ihr zu schwatzen, und wenn sie im Tambour stickte, ihre Arbeit zu loben wußte.

Übrigens fand die Frau von Hohenauf noch nicht für gut, der Frau von Ehrenkolb ihre Absichten zu entdecken. Ihren Neffen aber ließ sie, kurz vor der Abreise, ihren Willen vernehmen, der dazu nicht Nein sagen durfte aber auch nicht Ja sagte. Ein schönes Fräulein, und das seine Gedichte liebte, war zwar eine sehr verführerische Anlockung; allein das Andenken an seine Mariane verstattete es ihm noch nicht, in völligem Ernste an eine andere Verbindung zu denken.

Sie reiseten nunmehr sämmtlich nach dem

Landsitze der Frau von Ehrenkolb. Hier ging Säuglings Umgang mit dem Fräulein anfänglich auf die ehemalige Art fort, bis nach einigen Tagen die Ankunft eines jungen Obersten, den das Fräulein vorigen Winter bey Hofe hatte kennen lernen, den Sachen ein etwas anderes Ansehen gab. Er war drey und zwanzig Jahre alt, wohlgebildet, plapperte im Tone der großen Welt, trug eine glänzende Uniform und eine reiche Schulterschleife, fuhr mit sechsen, hielt einen Läufer und vier Lakaien: alles Dinge, die ihm bey einem jungen Fräulein nach der Welt einen großen Vorzug vor dem armen Säugling zuwegebringen mußten; denn dieser hatte außer seiner kleinen netten geschniegelten Person, einem geringen Anfange von Weltmanieren, und vielen Gedichten, dem Obersten nichts entgegen zu setzen. Er stellte also, von dem Augenblicke an da jener erschien, nur die zweyte Person vor. Glücklicherweise ward er dieses nicht einmal gewahr; denn das Fräulein verstand nicht allein die Kunst sehr wohl, sich mit mehr als Einem Anbeter zu unterhalten, sondern der Oberste, ein feiner Weltmann, der alle Dinge so zu nehmen wußte wie sie waren, wollte

auch nicht umsonst mit einem ihm so neuen Geschöpfe wie ein deutscher Poet, vierzehn Tage lang in Gesellschaft gewesen seyn. Er hatte sich schon seit einiger Zeit in der am Hofe so nützlichen Kunst geübt, sich anzustellen als ob er jedes Ding verstehe oder daran Antheil nehme, was er etwa zu verstehen oder woran er Antheil zu nehmen scheinen wollte. Diese von vielen Hofleuten für ein großes politisches Geheimniß geachtete Kunst besteht, im Grunde, bloß in einigen Geberden und kahlen Gemeinsprüchen, welche, wie in manchen Ländern geringhaltige Münze, in der großen Welt für vollgültig angenommen werden. Die Hofschranzen sehen zuletzt diese Grimasse für etwas Wirkliches an, und bilden sich ein sie verständen viel und nähmen an vielen Dingen Antheil, merken aber nicht, daß sie gemeiniglich von denen durch und durch gesehen werden, welche sie am meisten getäuscht zu haben glauben.

Vermittelst dieser falschberühmten Kunst stellte sich der Oberste als ob er von Gedichten entzückt würde, woran ihm eigentlich nichts gelegen war, und wovon er weder etwas verstand noch empfand. Säugling war

sehr zufrieden, da er eben nicht weit sah, und besonders gern glaubte, man müsse es aufrichtig meinen wenn man seine Gedichte lobte. Der Oberste war es auch, weil er seine Geschicklichkeit genoß einen andern zu überlisten. Das Fräulein auch, weil sie, anstatt Eines Anbeters, zwey hatte. Und endlich die Frau von Ehrenkolb auch, weil sie glaubte es könne zwischen ihrer Tochter und dem reichen Obersten eine Vermählung geschlossen werden. Denn daß Säugling, ein bürgerlicher Poet, auf ihre Tochter sollte Anspruch machen wollen, kam ihr gar nicht in den Sinn; und Säugling selbst hatte mit gutem Herzen was ihm die Frau von Hohenauf darüber gesagt hatte, völlig vergessen. Sein ganzer Geist war von dem Vergnügen seine Gedichte täglich vorzulesen und gelobt zu hören so eingenommen, daß er selbst nur in wenigen der Phantasie gewidmeten Minuten an seine ungetreue Mariane denken konnte.

Dritter Abschnitt.

Die Sachen standen auf diese Art in dem Schlosse der Frau von Ehrenkolb, als sie sich

vornahm die Gräfinn von *** zu besuchen, welche einige Meilen von ihr wohnte. Ihre Tochter hatte schon einigemal diese Reise hintertrieben, weil ihre Gesinnungen mit den Gesinnungen der Gräfinn gar nicht übereinstimmten, und sie sich von dem Aufenthalte bey ihr nicht das geringste Vergnügen versprach. Jetzt bestand aber die Mutter darauf, und die Tochter durfte nicht ferner widersprechen.

Die ganze Gesellschaft fuhr also ab; und Säugling wiegte sich mit dem Gedanken, vor der Gräfinn, deren guten Geschmack er schon kannte, mit seinen gedruckten Gedichten zu glänzen, unwissend, daß seiner ganz andere Vorfälle warteten.

Die Gräfinn empfing sie bey ihrer Ankunft in einem offnen Gartensaale. Der Oberste führte die Frau von Ehrenkolb, Säugling das Fräulein. Kaum hatte die Gräfinn ihre Freundinn umarmen können, als das Fräulein von Säuglings Hand auf sie zurauschte, und sich mit einem: »Ah ma chere Comtesse, »que je suis ravie de vous embrasser, c'est un »million d'années qu'on ne vous a pas vue,« in ihre Arme warf. Indem dieses geschah,

erblickte Mariane Säuglingen, und ward feuerroth; Säugling warf zu gleicher Zeit die Augen auf Marianen, und stand mit einemmale wie eine Salzsäule, so daß er auch weder die Gräfinn noch Marianen grüßte. Die Gräfinn redete ihn an, er ward blaß und roth, wollte seine Verwirrung verbergen, und sah noch dähmischer aus. Sie stellte ihm Marianen als eine vorige Bekanntschaft vor, er fing an zu stammeln, und nannte sie Madame. Die Gräfinn lachte, und fragte, ob er seine ehemalige Freundinn nicht kenne? Säugling stotterte abermal, — und besann sich zu spät, zu sagen daß er sich im Gesichte geirret hätte, wußte aber noch nicht welche Miene er annehmen sollte.

Nachdem er sich von seiner ersten Bestürzung ein wenig erholt hatte, sah er wohl ein er sey von seiner Tante hintergangen worden, konnte auch die Absicht ihrer List leicht errathen. Nun entbrannte seine Liebe zu Marianen wieder viel stärker als zuvor. Er hing wieder an ihren Augen, seine Gedichte waren wieder an sie gerichtet, und er schrieb ihr fast täglich Briefe, indem er sehr selten das Glück genoß sich mit ihr unter vier Augen zu unterreden.

Mariane hingegen war gegen ihn ungemein zurückhaltend. Sie hatte der Gräfinn, mit der sie sonst auf einen sehr vertraulichen Fuß lebte, nichts von ihrer Neigung zu Säugling, noch weniger von den Verdrießlichkeiten die sie deshalb erfahren hatte entdeckt, wollte sich also nunmehr auch keinem Verdachte aussetzen. Dies war die Ursache, die sie sich selbst angab; aber sie hatte noch eine andere und geheimere. Sie bemerkte nehmlich an Säugling eine große Veränderung wodurch er nicht wenig gewonnen hatte. Sonst war er ängstlich bescheiden, in der Meinung dem Frauenzimmer gefalle das Sanfte; jetzt hatte er einer rauschenden Hofschönheit gefallen wollen, und war lebhafter und ungezwungner geworden. Mariane war scharfsichtig genug diese Veränderung der rechten Ursache zuzuschreiben, zumal da ihr gewisse Achtsamkeiten Säuglings gegen das Fräulein nicht unbemerkt entgehen konnten, und da sie, sonderlich im Anfange, des Fräuleins Augen oft auf Säuglings Augen gerichtet fand. Dies, nebst der gedruckten Zueignungsschrift, die ihr auch nicht verborgen bleiben konnte, schien sie von einer nähern Verbindung zwischen Säug-

ling und dem Fräulein zu überzeugen, und erregte bey ihr eine kleine Eifersucht, zu deren Verbergung das Frauenzimmer gemeiniglich eine kalte Zurückhaltung am dienlichsten hält und dadurch dieselbe gemeiniglich am ersten verräth.

Auf der andern Seite, fiel Mariane auch dem Obersten in die Augen. Da nun in seinem Herzen für mehr als eine Liebe Raum genug war, und er es, vermöge der hohen Meinung von seiner eigenen Person, nicht für möglich hielt daß ihm ein Frauenzimmer widerstehen sollte; so glaubte er, Mariane könne gar wohl ein flüchtiger Gegenstand seiner Neigung werden, und sein Zweck müsse bey ihr bald zu erreichen seyn. Er griff sie mit der zuversichtlichen Stellung eines Hofmannes an, so wie ein kühner Eroberer eine Festung stürmt, ohne sie aufzufordern oder Laufgräben zu eröffnen. Gleichwie aber ein Belagerer, wenn ihm ein zu früher Sturm abgeschlagen worden, oft nicht weiß welche Miene er gegen den Belagerten annehmen soll; so war auch der Oberste durch die kalte und verächtliche Art womit Mariane seine Liebeserbietungen ausschlug, um Deutsch zu

reden, ziemlich aus der Fassung gebracht, und deshalb, um Undeutsch zu reden, nicht wenig intrigirt.

Das Fräulein übersah mit Einem Blicke, daß ihr Mariane ihre beiden Liebhaber raubte, und setzte alle Kräfte der Schönheit und der Koketterie in Bewegung, um den Sieg über sie davon zu tragen.

Indeß alle diese Personen ihre kleinen Entwürfe machten, dachte Rambold, Säuglings Hofmeister, einen Meisterstreich auszuführen. Rambold war ein schwarzhaariger, rothbackiger, wohlbewadeter Magister, der auf Universitäten zwar sehr locker gelebt, aber doch auch, mit Hülfe eines offnen Kopfes, so viel von den Wissenschaften erschnappt hatte, daß er ziemlich fertig davon plaudern konnte. Er hielt sich selbst für sehr gelehrt, weil er mit der Selbstgenügsamkeit eines Gecken der von allem hat reden hören und über nichts nachgedacht hat, über Alles entscheiden konnte. Sein Eigendünkel trieb ihn jedermann zu hohnnecken, auch den der klüger war als er, und zu widersprechen, ehe er noch wußte was er sagen wollte. Stimmte Jemand seiner Meinung bey, so war dies genug für ihn um

das Gegentheil zu behaupten; denn er glaubte seinen Witz zu zeigen wenn er den andern niederschreyen, und seinen Scharfsinn, wenn er auch den ungereimtesten Satz vertheidigen konnte. Ob er wahr oder falsch sey, war ihm einerley; denn seine Philosophie hatte entschieden, daß Wahrheit sowohl als Schönheit und Tugend nur relative Begriffe wären. Diesen Satz glaubte er nicht nur, sondern wendete ihn auch im gemeinen Leben fleißig an, daher er in der Wahl der Mittel seine Absichten auszuführen, eben nicht delikat war.

Dieser feine Mann hatte auf Marianen ein Auge geworfen, und ging damit um sie zu heurathen, wovon er ihr doch nicht ein Wort sagte, weil er durch einen Umweg seinen Zweck besser zu erreichen meinte. Er war von dem Plane der Frau von Hohenauf sehr wohl unterrichtet. Sie hatte ihm sogar eine einträgliche Pfarre versprochen, die auf ihren Gütern nächstens offen werden mußte, wenn er etwas dazu beytragen würde daß Säugling das Fräulein von Ehrenkolb heurathete. Daher glaubte er zwey Schläge mit einem Streiche zu thun, wenn er der Frau von Hohenauf von Säuglings und Marianens Zu-

sammenkunft Nachricht gäbe und die Folgen derselben zu verhindern suchte.

Er schrieb ihr also: Sie müsse Marianen, welche sie, aus weisen Absichten, von ihrem Schlosse entfernt hätte, auch hier wegschaffen, weil ihr Neffe, so lange er ihren Aufenthalt wisse, auch nach seiner Abreise nicht von ihr ablassen würde. Er that dabey den unmaßgeblichen Vorschlag, sie solle insgeheim einen Wagen mit drey starken Kerlen senden, und er nahm es auf sich, ohne großes Aufsehen, Marianen in ihre Hände zu liefern. Zuletzt gab er zu verstehen, daß wenn nur erst die bewußte Pfarre vakant wäre, sich auch ein anständiger Ehemann für Marianen finden würde, wodurch denn Säuglings unbedachtsamer Liebe und Ihro Gnaden Furcht auf einmal könnte ein Ende gemacht werden.

Er schmeichelte sich, Mariane solle es, vermöge seiner klugen Einrichtung nie merken, daß er an der Entführung Theil habe; und sobald er nur seinen jungen Herrn nach Hause gebracht hätte, nahm er sich vor zurückzukehren, und aus den Händen der Frau von Hohenauf eine reiche Pfarre und eine schöne Frau zu erhalten: denn daß sich etwa Ma-

riane weigern könnte seine Hand anzunehmen, fiel ihm gar nicht ein.

Vierter Abschnitt.

Nachdem Rambold auf diese Art sein Plänchen so einfach als künstlich angelegt hatte, erwartete er ruhig den erwünschten Erfolg, sehr zufrieden mit seiner schlauen Erfindung. Die übrigen Personen hingegen wurden durch ihre Lage unvermerkt immer unruhiger, unzufriedener und unwilliger gegen einander.

Marianen mißfiel es, daß ihr der Oberste beständig nachfolgte, und fortfuhr sie mit vieler Dreistigkeit seiner Liebe zu versichern, so trocken und frostig sie ihn auch abgewiesen hatte. Nicht weniger unzufrieden war sie mit Säugling, den sie im Verdachte hielt daß er das Fräulein heimlich liebte; und weder seine Briefchen, worauf sie nie antwortete, noch seine Verschen, von denen sie argwohnte daß sie mehr aus der Phantasie als aus dem Herzen herrührten, konnten sie zufrieden stellen.

Das Fräulein war äußerst erbittert, alle Versuche ihre beiden Liebhaber wieder zu sich zurück zu bringen, fruchtlos zu sehen.

Weil sie, aus Politik, ihren Zorn nicht ganz auslassen durfte, so blieb nichts übrig als der armselige Behelf, Marianen das Übergewicht eines höhern Standes fühlen zu lassen. Dies veranlaßte verschiedene kleine unangenehme Scenen, wodurch doch die üble Laune des Fräuleins nicht vermindert ward, da sie Marianen nur kränkten ohne sie zu demüthigen.

Der Oberste war nicht wenig verdrießlich, weil das Fräulein seiner Liebe gegen Marianen im Wege stand, welche er gern mit seiner Liebe gegen das Fräulein vereinigt hätte, zumal da er die Verbindung mit der letztern anständigerweise nicht ganz und gar aufheben konnte. Säuglingen war er herzlich gram, weil er sich einbildete dieser sey bey Marianen besser gelitten als er; und mit Marianen war er auch nicht sonderlich zufrieden, weil dies kleine Mädchen, welcher er die Ehre einer gelegentlichen Eroberung zugedacht hatte, sich gegen eine Person von seinen Verdiensten so gar spröde bezeigte, daß es noch ungewiß schien, ob sie nicht auch einer förmlichen Belagerung würde widerstehen wollen.

Säugling war unglücklich: denn er liebte Marianen herzlich, daher konnte er ihre Zu-

rückhaltung nicht ertragen, die er bloß einer wirklichen Abneigung gegen ihn zuzuschreiben wußte, da er ihre verborgene Eifersucht nicht merkte. Dies kostete ihm viele Seufzer und nicht wenig Verse. Aber eben sein zweytes Unglück war, daß seine Gedichte, deren gute Aufnahme in dieser Gesellschaft ihm bisher eine so seltne Glückseligkeit verschafft hatte, nun sehr zu fallen anfingen; wovon er die Ursachen gar nicht einzusehen vermochte. Sie waren gleichwohl sehr natürlich. Mariane schwieg davon gemeiniglich ganz still, weil sie sich fürchtete ihre geheimen Bewegungen unvermerkt zu verrathen, welche sie zu verbergen so wichtige Ursachen fand. Das Fräulein hatte immer etwas daran zu tadeln, weil ihr die Eifersucht eingab, sie wären an Marianen gerichtet, oder spielten auf sie an; und der Oberste, der sich nie im Ernste um Verse bekümmert hatte, fand nicht nöthig, wie vormals, sich zu stellen als ob sie ihm gefielen, vielmehr pflegte er in seiner jetzigen üblen Laune sich oft geradezu darüber aufzuhalten. Zum Unglücke für Säugling ward er darin zuweilen von der Gräfinn unterstützt, deren feiner Geschmack schon längst in Säuglings Liedern eine gewisse Einförmig-

keit und Schlaffheit wahrgenommen hatte, wofür ihm selbst der Sinn fehlte. Da er nun unabläßig fortfuhr täglich neue Gedichte vorzulesen; so nahm sich die Gräfinn im Ernste vor, dem sonst unbescholtenen guten Jünglinge die kleine Thorheit des Versemachens abzugewöhnen.

Als einst die Frau von Ehrenkolb Mittagsruhe hielt, und die übrige Gesellschaft im Garten spazierte, ergriff die Gräfinn Säuglings Arm, führte ihn in einen Gang besonders, und nachdem sie das Gespräch auf Lektur gebracht hatte, sagte sie ihm gerade heraus: »Gedichte wären nicht die Lektur, die sie am meisten liebte.«

Säugling, nicht wenig beschämt und bestürzt, versetzte mit stammelnder Stimme: »Ew. Gnaden scherzen vielleicht. Es schien »mir doch sonst, als ob Sie die schöne Litte»ratur liebten.«

Gr. O ja! ich liebe sie ungemein. Aber Sie wissen, sie hat einen weiten Umfang, und die Poesie ist nur ein Theil davon. Diesen zu hassen, bin ich weit entfernt. Ich liebe vielmehr Gedichte herzlich, aber nur wenn sie vortrefflich sind; sie wirken alsdann

mit

unbeschreiblichem Reize auf mich, und bleiben meiner Seele tief eingeprägt. Aber Sie wissen, der ganz vortrefflichen Gedichte sind nur sehr wenige. Was die übrigen anbetrifft, so sind sie ganz gute Dingerchen, die man allenfalls einmal anhören, aber auch entbehren kann; und mich dünkt immer, die Augenlieder sind einem leichter, wenn man sie entbehrt.

S. Vielleicht sprechen Ew. Gnaden nicht ganz im Ernste; die Damen pflegen doch sonst, wenigstens glaube ich es so gefunden zu haben, unter aller übrigen Lektur am meisten Gedichte zu lieben —

Gr. Glauben Sie das nicht, mein lieber Säugling; oft kaum wenn wir darin gelobt werden, finden wir sie erträglich. Unter uns gesagt, wir haben oft herzliche lange Weile, wenn man sie uns vorlieset. Wir gähnen innerlich, und trauen uns nicht den Mund aufzuthun.

S. Ach! ich merke schon, hier ist ein kleines Mißverständniß. Sie wollen sagen:

Die großen Verse, welche man
Auf einem großen Ambos schmiedet,
Die lieset man nicht, man wird ermüdet;
Ihr Donner störet unsre Ruh.
So großer Lärm wozu? wozu?

Allein die kleinen niedlichen Verse:

Die kleinen Dingerchen, die sich
Gefällig zu Gedanken schmiegen,
Zwar nicht bis an den Himmel fliegen,
Jedoch auch nicht, dahin verstiegen
Und dann gestürzet, jämmerlich
Zerschmettert auf der Erde liegen:
Die kleinen Dingerchen lieb' ich!
Sie pflegen sich mit Artigkeit
In das Gedächtniß einzuschleichen,
Darin zu bleiben, und nicht weit
Den großen Versen auszuweichen.

Gr. Ach! das ist meine Meinung gar nicht; am wenigsten wenn die kleinen Dingerchen voll kalter Tändeleyen sind! Meinen Sie denn daß dem Frauenzimmer das Süße und Tändelhafte so sehr gefällt? Wir sind nun freylich, weil es Ihrem Geschlechte so beliebt, das schwächere; aber glauben Sie mir, wir lieben an uns selbst die Schwäche nur, in so fern sie uns schön und niedlich macht, und wer weiß, obs nicht gar bloße Eitelkeit bey uns ist, daß wir die Mannspersonen nicht niedlich sehen mögen? Wissen Sie wohl, Säugling, daß Sie zu schön sind und daß ich auf Sie eifersüchtig bin? Wenn Sie mich beruhigen wollen, waschen Sie Sich und Ihre Gedichte nicht mehr mit Essenzen, und lassen

Sich lieber ein wenig von der Sonne verbrennen. Hören Sie wohl! Schreiben Sie mir eine gute derbe Prose, so für den gesunden Menschenverstand, ohne Niedlichkeit. Oder, nehmen Sie Sich in Acht! wenn Sie mich böse machen, verdamme ich Sie zum großen Ambos —

Indem die Gräfinn dieses sagte, erblickte sie das Fräulein und den Obersten, die aus einer benachbarten Allee auf sie zukamen.

»Kommen Sie,« rief sie, weil sie den armen Säugling ein wenig quälen wollte: »Kommen Sie, meine Liebe, helfen Sie mir »die kleinen tändelnden Liederchen gegen den »Herrn von Säugling vertheidigen. Stellen »Sie Sich nur vor, er will ihnen entsagen! »Wenn wir ihn gehen lassen, so wird er »große mächtige Hexameter schmieden wollen, »und dann ist er für uns verloren. —«

Das Fräulein antwortete mit sauersüßer Miene: »Ach nein! dazu ist der Herr von »Säugling viel zu zärtlich! Er wird nur »merken, was ich schon lange gedacht habe, »daß die deutsche Sprache überhaupt zu bäu»risch ist um liebliche Ideen auszudrücken.

»Er wird künftig französisch schreiben, für »die große Welt, nicht für die ungeschliffenen »deutschen Bürger. Er liebt ja ohnedies die »französische Nation vor allen andern.« Hiebey blickte sie Marianen, die aus einer andern Allee zu ihnen kam, spöttisch über die Achsel an.

Die Gräfinn verstand den Stich, wollte ihn aber nicht verstehen, fuhr daher im scherzenden Tone fort:

»Nein! Säugling, wenn doch einmal »das Schicksal beschlossen hat daß es Ihnen »unglücklich gehen soll, so werden Sie lieber »ein Original, als ein solches Mittelding »wie die meisten Schriftsteller sind die in »Deutschland französisch schreiben: in Frank»reich fremd, in Deutschland nicht zu Hause. »C'est à Paris qu'il faut écrire! ruft der »Franzose mit vollen Backen, und wenn er »von seiner Sprache redet, mag er immer »Recht haben.«

Unter diesem Gespräche erreichten sie eine Laube, wo sie sich niedersetzten, und kurz darauf kam ein Bedienter, der Gräfinn zu melden, daß von der durchfahrenden Landkutsche ein wohlgebildetes aber todtkrankes

Frauenzimmer bey dem Prediger sey abgesetzt worden. Die Gräfinn, bey welcher Handlungen der Wohlthätigkeit allen Vergnügungen vorgingen, begab sich sogleich dahin, und nahm Marianen mit sich.

In ihrer Abwesenheit nahm das Gespräch eine nicht sehr angenehme Wendung. Das Fräulein hatte mit dem Obersten über ihr beiderseitiges Mißvergnügen kurz vorher eine Erläuterung unter vier Augen gehabt, wodurch ihre gute Laune eben nicht vermehrt worden war. Von Natur eigensinnig und auffahrend, wie sichs auch für eine Petitemaitresse gebührt, war sie nun äußerst bitter darüber daß man ihren Reizungen den Sieg streitig machen wollte, und ließ jetzt ihren Zorn durch eine Menge Spöttereyen über Säuglings unveränderliche Ergebenheit gegen Marianen ausbrechen. Der Oberste, ganz froh daß ihre Pfeile nur auf Säugling gerichtet waren, hielt sich außer dem Schusse, und sagte bloß etwa hie und da ein Wort. Säugling aber bekam Muth von seiner Liebe, und da er sich ohnedies vorgenommen hatte, mit dem Fräulein das er nie geliebt hatte ganz zu brechen, so vertheidigte er sich nach-

drücklich, obgleich anständig; ja sein offnes Herz floß von Marianens Lobe über, wovon es immer voll war. Das Fräulein verlor darüber alle Geduld und Fassung, und rückte auf dem Stuhle hin und her, aus Verdruß stillschweigend.

Gerade zu dieser Zeit kam Mariane zurück, ohne etwas von diesem Gespräche zu wissen. Sie erzählte, indem sie sich die Augen trocknete: »Das unglückliche Frauen»zimmer ist höchst zu bedauern. Sie ist eine »Person bürgerlichen Standes von guter Her»kunft. Sie hat einen Leutnant aus Liebe »geheurathet, der kurz vor dem Frieden in »einem Scharmützel tödtlich verwundet ward. »Er erhielt zwar wegen seines Wohlverhal»tens eine Kompanie, aber das Regiment »ward nach erfolgtem Frieden abgedankt. Sie »hat, in seinem langwierigen Krankenlager, »was sie gehabt zu seiner Heilung verwendet, »und nun ist er gestorben. Sie steht im Be»griffe zu weit entfernten Verwandten ihre »Zuflucht zu nehmen. Von Gram und Nacht»wachen entkräftet, ist sie unterweges so krank »geworden, daß sie ohne Lebensgefahr nicht »weiter reisen kann. Den Beweis dieser Aus-

»sage haben wir in einigen Briefschaften der »Kranken gefunden. Die Gräfinn ist sehr »gerührt, und hat mich vorausgeschickt, um »einen Reitknecht nach der Stadt zu einem »Arzte zu senden, und einen Wagen an»spannen zu lassen: denn sie will die Kranke »selbst nach dem Schlosse begleiten. Sie läßt »sich bey der Gesellschaft, ihres langen Außen»bleibens wegen, entschuldigen.«

Säuglingen trat eine mitleidige Thräne ins Auge; der Oberste drehte sich auf einem Absatze herum, und das Fräulein, dessen innerer Unmuth aufs höchste gestiegen war, fuhr hart heraus: »Die Gräfinn beweiset in »der That übertriebene Gütigkeit, daß sie »alles Gesindel bey sich aufnimmt. Eine Per»son von der Landstraße! — Am Ende gehts »Personen so die sich über ihren Stand er»heben wollen. Wer weiß, wo sie Kammer»mädchen oder Gesellschaftsjungfer gewesen »ist. — Es ist Zeit, daß wir abreisen, denn »die Gesellschaft — —« Hier nahm sie eine Prise zur Kontenanz, ließ ihre Dose fallen, und rief Marianen:

»Mein Kind! nehme Sie mir doch die »Dose auf! —«

Mariane, über die ganze Scene erstaunt,

stand sprachlos da; denn so weit hatte das Fräulein die Unhöflichkeit noch nie getrieben. Säugling sprang auf, und überreichte dem Fräulein die Dose.

»Lassen Sie,« rief sie, »lassen Sie Herr »von Säugling, Mariane wird sie schon —«

Säugling nahm allen seinen Ernst zusammen, und versetzte: »Verzeihen Sie, gnä»diges Fräulein! Ihnen aufzuwarten, halte »ich nur für meine Schuldigkeit.«

Das Fräulein maß ihn mit den Augen von oben bis unten, und schlug ein bitteres Gelächter auf.

Mariane, welche empfand, daß die Demüthigung wodurch sie bis zu einer gemeinen Dienstmagd herunter gesetzt werden sollte, zu den Beleidigungen gehöre, wofür man keine Worte hat um sich darüber zu beschweren, so grob sie auch sind, konnte nicht verhindern, daß sich nicht eine Thräne in ihr Auge drängte, und ging stillschweigend ab, doch nicht ohne auf Säugling einen Blick zu werfen, worin er ihr ganzes Herz las.

Der Oberste, ob er schon an sich Marianen diese Demüthigung gern erspart hätte, war doch wohl damit zufrieden, weil er

glaubte, sie würde Säuglingen verdrießen, den er haßte weil er ihn von Marianen geliebt glaubte. Um ihn noch mehr zu kränken, spottete er unhöflich über Marianen, nachdem sie weggegangen war.

Beleidigungen, die stufenweise steigen, können endlich den geruhigsten Menschen aufbringen, und wenn er edel denkt, wie Säugling; so wird er die Beleidigung seiner Geliebten höher empfinden als seine eigene.

Säugling antwortete also dem Obersten lauter und entschlossener als jemals; der Oberste fuhr im hohnneckenden Tone immer weiter fort, bis ihm Säugling sehr trocken sagte:

»Ich kann Ihnen in Gegenwart des »Fräuleins hierauf weiter nicht gehörig ant»worten, aber wir wollen uns deshalb be»sonders sprechen.«

Der Oberste lachte ihm in die Zähne, und rief spöttisch: »Mein gutes Herrchen, »trotz des kleinen Federhuts den es Ihnen »zu tragen beliebt, sind Sie nicht von sol»chem Stande, daß ich Ihnen Satisfaktion »geben werde.«

»So!« rief Säugling, »Sie halten mich

»für wehrlos, und erlauben Sich doch mich »anzugreifen? Ist dies wie ein Mann von »Ehre gedacht? Aber ich bin nicht wehrlos. »Wenn Sie mir nicht Genugthuung geben »wollen, werde ich sie mir nehmen, oder »Sie müßten jede kahle Sticheley doppelt »von mir zurück bekommen, und es ruhig er»tragen wollen.«

Der Oberste ward lauter, Säugling auch. Das Fräulein saß ruhig, und wiegte sich mit dem Gedanken, auszusprengen daß um ihretwillen ein Zweykampf geschehen wäre. Die Gräfinn kam zurück, nachdem sie die Kranke bis in das für sie bereitete Zimmer begleitet hatte, forschte nach der Ursache des Streits, gab dem Obersten Unrecht, und vereinigte beide um so viel leichter, weil der Oberste eben kein Liebhaber vom Halsbrechen war, und sich wirklich eingebildet hatte der sanfte Säugling sey ein bloßes Jungferngesicht, und werde was es auch sey ohne Antwort einstecken.

Unterdeß ging Mariane im Garten herum, um sich zu fassen, weil sie die Gräfinn mit Erzählung des unangenehmen Vorfalles nicht kränken wollte, zumal da sie

wußte, die Ehrenkolbische Familie werde nächstens abreisen. Rambold begegnete ihr, indem er voll von seinem Projekte im Garten irrte. Sie gab ihm den Arm, weil sie durch seine Unterhaltung ihre Gedanken am geschwindesten zu zerstreuen hoffte. Rambold schwatzte, wie schon gedacht, vielerley von gelehrten Sachen, war voll von Anekdoten und Journalhistörchen, und die gute Mariane, mit einem ziemlichen Ansatze eine Gelehrte vorzustellen, mochte gern diese gelehrten Diskurse hören, um so viel mehr, da aus der Gesellschaft der Gräfinn alles Ansehen von Belesenheit verbannt war.

Rambold hub also an, die lange Geschichte von der Regierung Königs Johann Christoph des Dummen, und Königs Johann Jakob des Gescheuten *) und von

*) Gelehrte Meinungen, wenn sie auch eine Zeitlang noch so erheblich scheinen, und noch mehr die gelehrten Streitigkeiten darüber, werden gemeiniglich bald vergessen. Daher ists vielleicht nicht überflüßig zu bemerken, daß sich Rambold und Mariane hier von Johann Christoph Gottsched und von Johann Jakob

ihrem Streiten um die Monarchie, und von ihren Schlachten, und wie sie gewannen indem sie verloren, und verloren indem sie gewannen. Und wie unter vielem Getümmel und fruchtlosem Streben nach der Alleinherrschaft, der Geist der Freyheit erwacht sey unter dem Volke, und entstanden seyen Demagogen, die Litteraturbriefsteller, die laut gerufen, das ganze Volk habe gleiches Recht seine Meinung zu sagen über alle Vorfälle; und wie keine Oberherrschaft sey gewesen, und wie jedermann habe gedacht und gethan was ihm recht däuchte; und wie man die Demagogen im Verdachte gehabt habe, daß sie wollten Könige werden, und Ephoren der Könige; und wie diese schwachen Köpfe nicht daran gedacht, sondern ihre Handthierung getrieben hätten ohne ins Forum zu kommen, und wie da gar keine Zucht und Ordnung sey gewesen unter der Menge. Und wie sich da hätten weise und erlauchte Män-

---

Bodmer und von einigen folgenden Begebenheiten in der gelehrten Republik unterhielten, wovon jetzt gar nicht mehr die Rede ist.

ner zusammengethan, und hätten festgesetzt, dem Volke sey es nützlich wenn es beherrscht werde. Hätten ausgemacht, daß stattliche und ernsthafte Männer sollten am Regimente seyn, sollten umthun lange Feierkleider und aufsetzen grüne Eichenkränze, sollten sitzen auf breiten Stühlen, und sollte ihnen jedermann tiefe Reverenze machen, und desgleichen mehr. Hätten auch Rathsfahrten angesetzt und Gerichtstage, Gesetze gemacht und Strafen verordnet; und wäre nunmehr alles richtig: nur, wer regieren solle wisse man noch nicht, darüber wären die Herren sehr uneins; und so lange diese Uneinigkeit daure, habe mancher noch Hoffnung in den Rath zu kommen; und würden darüber heimliche Unterhandlungen gepflogen, woran er, Rambold, vielen Antheil habe, und gewiß glaube, wegen seiner weitläuftigen Verbindung mit vielen Zunftmeistern und Ausrufern, noch ein ansehnliches Ehrenamt davon zu tragen.

Alle diese Nachrichten hörte Mariane an, bloß weil sie ihr ganz neu waren, ob sie gleich sonst an diesen gelehrten Reichsangelegenheiten, bey aller ihrer Liebe zur Lektur,

keinen Theil zu nehmen wußte; so wie etwa wunderbare Geschichten von neu entdeckten Völkern im Südmeere, der Sonderbarkeit wegen, Aufmerksamkeit erregen, auch bey denen, die sonst nicht Lust haben diese fremden Völker zu besuchen, die sich weder von den Otaheitischen Jungfern, voll Süßigkeit, wollen liebkosen, noch von den Neuseeländischen Herren, voll Stärke, wollen fressen lassen.

Unter diesem langen Gespräche hatte sie Rambold unvermerkt in das an den Garten stoßende Wäldchen geführt; sie waren in demselben schon eine ziemliche Strecke fortgegangen, als plötzlich einige starke Kerle hinter einem Baume hervorsprangen und Marianen ergriffen. Rambold war unbewaffnet. Er suchte zwar von einem Baume einen Knüttel abzureißen, hielt sich aber so lange dabey auf, daß Mariane gemächlich in einen nahestehenden sechsspännigen Wagen geschleppt werden konnte, der sogleich eiligst fortfuhr. Rambold lief zwar hinterher, und Mariane die ihn erblickte suchte heraus zu springen, aber sie ward festgehalten und der Wagen kam ihm bald aus dem Gesichte. Er ver-

weilte noch einige Zeit im Walde, damit die Entführer Zeit hätten sich zu entfernen; hernach eilte er zurück, um außer Athem und mit erschrocknem Gesichte Marianens Entführung zu verkündigen. Die ganze Gesellsihaft erstaunte. Säugling, dessen Nerven durch den Zank mit dem Obersten schon ziemlich erschüttert waren, bekam eine Anwandlung von Ohnmacht, erhohlte sich aber augenblicklich, und eilte in den Stall um ein Pferd satteln zu lassen, so sehr ihm auch Rambold dies zu widerrathen suchte, der endlich, als Säugling auf seinem Sinne blieb, selbst mit ihm Marianen nachritt. Der Oberste wollte ein gleiches thun, aber das Fräulein verlangte seinen Arm und seine Gesellschaft, führte ihn in den großen Saal und zwang ihn Piket zu spielen.

Fünfter Abschnitt.

Säugling kam den folgenden Tag ermüdet und trostlos zurück, ohne Marianen gefunden zu haben; welches sehr natürlich zuging, weil Rambold ihn auf einen ganz andern Weg geführt hatte als den der Wagen

nahm. Er fand einen Brief von seiner Tante. Diese wollte nunmehr, nachdem Mariane aus dem Wege geschafft war, weiter keine Zeit verlieren, und empfahl ihm, alles anzuwenden damit seine Verbindung mit dem Fräulein zu Stande käme. Dies war aber, bey seinem jetzigen ganz neuen Schmerze über Marianens Verlust, eine Sache, woran er weder denken konnte noch mochte. Die Frau von Hohenauf schrieb zu gleicher Zeit einen Brief an die Frau von Ehrenkolb, worin sie derselben die Absichten ihres Neffen auf das Fräulein ziemlich deutlich zu verstehen gab. Aber auch dieser Brief kam sehr zur Unzeit. Denn theils hatte sich die Frau von Ehrenkolb niemals vorgestellt, daß ein Mensch wie Säugling, der nicht von Familie war, an ihre Tochter denken dürfte; theils hatte sie jetzt ein viel nothwendigeres Geschäft im Sinne. Das Fräulein von Ehrenkolb verband mit allen Launen einer verfehlten Petitemaitresse noch allen Eigensinn eines verzärtelten Muttertöchterchens. Sie hatte daher den vorigen Abend dem Obersten, der ihrer beständigen Eifersucht ohnedies überdrüßig war, und den Marianens unvermuthete Entfer-

fernung noch verdrießlicher machte, so übel mitgespielt, daß er ganz kurz mit ihr abbrach, den andern Morgen sich der Gesellschaft empfahl, und nach seinem Gute zurückreisete. Das Fräulein vermißte in ihm nur einen Anbeter, dessen Verlust sie zwar in der jetzigen Einsamkeit bemerkte, aber künftig bald zu ersetzen vermeinte; ihre Mutter hingegen, welche die Sache vom Anfange an viel ernsthafter ansah, befürchtete einen reichen Schwiegersohn zu verlieren der ihre verschuldeten Güter wieder in Stand setzen könnte. Die Mutter hatte also mit der Tochter eine lange Konferenz über diese wichtige Sache, und die letztere ward endlich so gründlich überzeugt, welch ein nützliches Ding ein Mann vom Range und Reichthum für eine Dame sey die am Hofe leben will, daß sie mit ihrer Mutter übereinkam, den Liebeshandel mit dem Obersten von neuem wieder anzuknüpfen. Aus allen diesen Ursachen antwortete die Frau von Ehrenkolb der Frau von Hohenauf in kalten und stolzen Ausdrücken, und reisete den folgenden Tag mit ihrer Tochter nach ihrem Gute zurück, wobey Säugling kaum ein mäßiges Kopfneigen beym Abschiede erhielt.

Der Gräfinn hatte Säuglings Liebe gegen Marianen nicht verborgen bleiben können. Da sie mit Marianen auf einem sehr vertraulichen Fuße lebte, so hatte sie auch derselben Neigung gegen ihn zu erforschen gesucht; Mariane war aber in diesem Stücke gegen sie sehr zurückhaltend gewesen. Jetzt aber glaubte sie, durch die Entführung, schnell ein Licht in dieser Sache zu erlangen. Sie war sehr geneigt, Säuglingen für den Urheber dieser Frevelthat zu halten, worin, wie sie glaubte, Mariane möchte gewilligt haben. Sie ward in dieser Vermuthung bestärkt, da sie unter Marianens Sachen viele zärtliche Briefe und Gedichte von Säuglings Hand geschrieben fand, nebst verschiedenen Entwürfen zu Briefen von Marianens Hand, die zwar nicht waren abgesendet worden, aber jetzt doch ein unwiderlegliches Zeugniß wider sie abzulegen schienen. Die Gräfinn war daher gegen die arme Mariane äußerst entrüstet, und eben so zornig auf Säuglingen, welcher, wie sie glaubte, die Gastfreyheit schändlich beleidigt und eine romanhafte Liebe vorgegeben hätte um ihr ihre Gesellschafterinn aus ihrem Schlosse zu entführen, wobey sie ihm,

seines züchtigen Anstandes ungeachtet, eben nicht die reinsten Absichten zutraute. Sie setzte Rambolden über die Aufführung seines Zöglings zur Rede, der ihr in allen ihren Vermuthungen Recht gab, um nur den Verdacht von sich abzuwälzen. Er unterließ nicht, Marianen noch stärker anzuklagen, und erzählte die Geschichte ihrer Entlassung von der Frau von Hohenauf auf eine ihr sehr unvortheilhafte Art. Die Gräfinn hielt nun ihre Vermuthung für vollkommen bewiesen, und ohne sich näher zu erklären, ließ sie den unschuldigen Säugling so viel Unwillen merken, daß er, ob er gleich weder die Ursache davon begriff, noch darnach zu fragen wagte, sich entschloß unverzüglich seinen Weg weiter fortzusetzen. In diesem Vorhaben ward er von Rambold gar sehr bestärkt, der nichts mehr wünschte als ihn nur erst zu seinem Vater nach Wesel gebracht zu haben, damit er bald zur Frau von Hohenauf zurückkehren und die Früchte seiner Treulosigkeit einärnten könnte. Sie nahmen also von der Gräfinn Abschied, und wurden von ihr bloß mit kalten Höflichkeitsbezeugungen entlassen.

Auf diese Art ward die Gesellschaft plötzlich zerstreut, und jeder war, einzeln für sich, mißvergnügt: bis auf den boshaften Rambold, der sich heimlich freute, daß sein Anschlag so gut zu gelingen schien; und bis auf Säuglingen, der einen schwachen Trost darin fand, während der Reise, über seine Entfernung von Marianen, einige Stanzen in seine Schreibtafel zu schreiben.

Sechster Abschnitt.

Unterdessen dies vorging, war Mariane mit ihren Entführern einen Tag und eine Nacht lang fortgefahren, ohne daß sie durch öftere Fragen hätte erfahren können wohin sie sollte gebracht werden. Die Landstraßen wurden so viel möglich vermieden, und nur auf abgelegenen Vorwerkern schon bestellte Pferde gewechselt, ohne daß Mariane aussteigen durfte. Den zweyten Tag mußten sie nothwendig quer über einen Hochweg. Mariane erblickte auf demselben einen Postwagen. Sie schrie so stark sie konnte. Ihre Begleiter wollten sie zwar zurückhalten, und riefen dem Kutscher er solle eilen, welches

auch geschah; aber auf Marianens fortdaurendes Geschrey, fuhr der Postwagen nicht allein geschwinder, sondern ein Mann zu Pferde, der neben demselben ritt, kam immer näher und hohlte in kurzem die Kutsche ein. Er gebot dem Kutscher zu halten, der sich aber daran nicht kehrte, und aus der Kutsche ward eine Büchse auf den Reiter gerichtet; allein indem sie losgedrückt wurde, schlug er sie mit seinem Hirschfänger herunter, so daß sie ihn nur am Fuße mit grobem Hagel verwundete. In diesem Augenblicke öffnete Mariane auf der andern Seite den Schlag, und sprang heraus. Der auf dem Bocke sitzende Bediente traute sich nicht dieses zu hindern, weil der Postwagen ganz nahe kam, von dem vier oder fünf Reisende absprangen und zu Hülfe eilten; daher der Kutscher mit verhängtem Zügel davon jagte.

Mariane war im Springen gefallen, doch ohne Schaden. Der eine Reisende, der mit einem Spanischen Rohre in der Hand vorangelaufen war und den Wagen beynahe erreicht hätte, hob sie auf. Sie erkannte ihn sogleich für ihren Freund Hieronymus; und kaum erholte sie sich von ihrem ersten Er-

staunen, so erblickte sie ihren Vater und lag in dessen Armen. Während beide sich ihrer Freude über diese unerwartete Zusammenkunft überließen, besichtigten die übrigen Reisenden den Verwalter, den das Schrot nahe am Schienbeine gestreift hatte. Sie hoben ihn vom Pferde und auf den Postwagen, welchen Mariane gleichfalls bestieg; das Pferd ward an den Wagen gebunden, und so zogen sie fort bis in das nächste nicht weit entlegene Städtchen.

Hier blieben sie liegen, um ihren Verwundeten verbinden zu lassen, dessen Beschädigung, nachdem den andern Tag der Verband abgenommen war, nicht gefährlich befunden ward. Sie beschlossen also zur Gräfinn zurückzukehren, zumal da der Verwalter in der Nachbarschaft wohnte. Hieronymus miethete dazu einen halb bedeckten dreysitzigen Wagen. In denselben setzte sich Mariane und der Verwundete vorwärts; Hieronymus mußte den Rücksitz einnehmen: denn Sebaldus, durch die Freude seine Tochter wiedergefunden zu haben ganz verjünget, setzte sich, alles Zuredens ungeachtet, auf des Verwalters Pferd, und trabte frisch neben dem

Wagen her. Da ihm dies in kurzem beschwerlich ward, so kam er auf den Gedanken voranzureiten, und in dem Dorfe wo sie Mittags anzuhalten gedachten, die Mahlzeit zu bestellen. Der Kutscher bezeichnete es ihm sehr genau, und versicherte der Weg sey nicht zu verfehlen. Sebaldus stieß also sein Thier in die Seite, und sie verloren ihn bald aus dem Gesichte.

Als sie Mittags im Dorfe ankamen, fanden sie nicht nur keine Mahlzeit bestellt, sondern, was noch mehr, auch Sebaldus war nicht zu sehen. Mariane nnd Hieronymus wurden dadurch nicht wenig beunruhigt. Nachdem sie ein Paar Stunden vergeblich auf seine Ankunft gehofft hatten, schickten sie einige Bauern auf verschiedenen Wegen aus, die aber zurückkamen ohne etwas von ihm gehört zu haben; wodurch sich ihre Angst nicht wenig vermehrte. Sie warteten noch diesen und den folgenden Tag auf ihn; da er aber nicht erschien, so reiseten sie in großer Bekümmerniß weiter, nachdem sie eine Nachricht für ihn zurückgelassen hatten.

Sie gelangten in kurzem auf dem Gute der Gräfinn an. Mariane begab sich sogleich

mit Hieronymus nach dem Schlosse. Sie hoffte von der Gräfinn mit Vergnügen empfangen zu werden; aber diese Dame war, besonders durch Rambolds tückische Einblasungen, sehr wider die gute Mariane eingenommen, welche daher von ihr sehr kalt bewillkommt wurde. In der That war der äußerliche Anschein ganz wider Marianen. Auf die Frage der Gräfinn, wie die Entführung veranlasset worden, konnte sie nichts mehr antworten, als sie sey von unbekannten Leuten auf einen unbekannten Weg geführet, ohne daß sie die geringste Veranlassung dazu gegeben habe. Dies klang unwahrscheinlich, und es that Marianen im Gemüthe der Gräfinn noch mehr Schaden, daß sie schien die Wahrheit wissentlich verhehlen zu wollen. Die Gräfinn warf ihr vor daß sie ihr, ungeachtet ihres vertraulichen Umgangs, aus den Vorfällen bey der Frau von Hohenauf und aus ihrer Verbindung mit Säuglingen ein Geheimniß gemacht hätte; obgleich aus Säuglings gefundenen Briefen die Beschaffenheit der beiderseitigen Verbindung genugsam erhelle. Sie erinnerte Marianen an ihre und seine Verlegenheit bey seiner Ankunft,

und an viele andere kleine vorher nicht bemerkte Umstände; wozu noch der ungewohnte Eifer kam, womit Säugling sie gegen den Obersten vertheidigt hatte. Alles dies zeugte wider Marianens Aussage, die sich durch nichts rechtfertigen konnte als durch ihre Thränen; und die Gräfinn wußte wohl, daß Thränen oft die Waffen der Unschuld, aber eben so oft auch der Deckmantel der Verstellung sind. Hieronymus Vorstellungen, dem überdies alle vorgefallenen Begebenheiten unbekannt waren, konnten wenig Gewicht haben.

Die Gräfinn brach endlich kurz ab, und sagte zu Marianen: »Es ist in dieser Sache »ein Geheimniß, das ich nicht aufzuklären »vermag. Ich liebe Sie, und wünsche da»her Sie möchten unschuldig seyn. Sind Sie »es, so erinnern Sie Sich doch aufs künftige, »daß ein Frauenzimmer jedem Manne einen »ungebührlichen Vortheil über sich einräumt, »mit dem sie sich in einen geheimen verlieb»ten Briefwechsel einläßt, wäre es auch in »der unschuldigsten Absicht, und daß dadurch »Verdacht erregt werden kann wo sie es am »wenigsten wünschet. Eine solche kleine In»trige kömmt einem jungen Mädchen, ich

»weiß es wohl, gar allerliebst empfindsam
»vor; es dünkt sich so vom gemeinen Haufen
»unterschieden, einer Sappho oder Hero
»so ähnlich, wenn es an seinen Phaon oder
»Leander denken und schreiben kann. Die-
»ses romantische Wesen aber (wozu Sie,
»liebe Mariane, einige Anlage haben) ist
»zwar in Büchern und in Gedichten schön
»und gut; allein wenn es ins gemeine Leben
»gebracht wird, verursacht es, daß sich nie-
»mand in die Lage schickt in die er vom
»Schicksale gesetzt ist, sondern eine eigne Welt
»für sich allein haben will. Ich wenigstens
»bin keine Liebhaberinn der Seltsamkeit, und
»verlange eine Gesellschafterinn die davon
»ganz frey ist. Die unbekannte Person die
»sich für Sie so stark interessirt, wird nicht
»sogleich ablassen; und dies könnte sich in
»eine neue Entführung oder sonst in eine
»unvermuthete romanhafte Scene endigen,
»dergleichen ich in meinem Hause nicht er-
»fahren mag. Wir können also nicht auf
»dem vorigen Fuße zusammenbleiben. Indeß
»sollen Sie nicht verstoßen seyn. Bleiben
»Sie bey mir bis Sie auf eine anständige
»Art versorgt werden; und wenn Sie Sich

»über den leztern unerklärlichen Vorfall recht»fertigen können, will ich selbst für Ihr fer»neres Glück Sorge tragen.«

Mariane weinte bitterlich, daß sie erst ihren Vater und nun auch ihre Gönnerinn verloren hatte, und daß sie, ohne ihr Verschulden, in einen Verdacht kam den sie nicht widerlegen konnte, und der noch dazu unglücklicherweise wahrscheinlich war. Sie überlegte mit Hieronymus was in ihren jetzigen Umständen zu thun sey, oder vielmehr Hieronymus überlegte es allein; denn die gute Mariane lag in ihrem Zimmer halb sinnlos auf einem Lehnstuhle, in Thränen zerfließend. Hieronymus dachte auf verschiedene Vorschläge, die er wieder verwarf. Endlich besann er sich auf den Freyherrn von D***. Dieser würdige Mann veranlaßte eigentlich Wilhelminens Heurath mit Sebaldus *), und Mariane war seine Pathe. Er hatte, als er noch am Hofe war, den unüberlegten Vorsatz gefaßt, ein ehrlicher Mann zu seyn, nie zu schmeicheln, keinen mächtigen Böswicht

*) S. Wilhelmine, S. 100.

erheben und keinen rechtschaffenen Mann unterdrücken zu helfen. Es konnte also nicht fehlen, daß er nicht endlich ein Opfer der List und der Ränke der Hofschranzen werden mußte und in Ungnade kam; wenn man es Ungnade nennen kann, der Abhängigkeit entzogen und sich selbst, seinen Gütern und seiner Familie wiedergegeben zu werden. Der Hr von D*** lebte seitdem auf seinen Gütern im Hildesheimischen, im Schooße seiner Familie und als Vater seiner Unterthanen. Er hatte sich noch kürzlich nach seiner Pathe erkundigt, der er in ihrer ersten Jugend sehr gewogen gewesen war, welches den Hieronymus auf die Gedanken brachte, daß Mariane bey ihm die sicherste Zuflucht finden könnte.

Er überlegte Abends mit seinem Reisegefährten, dem Verwalter, wie dieser Vorsatz am besten auszuführen sey. Denn seine Geschäfte riefen ihn auf einen entgegengesetzten Weg; und hier wollte er Marianen auch nicht lassen, weil er wirklich das Geheimniß der Entführung nicht ergründen konnte und noch mehrere Folgen davon befürchtete. Der Verwalter, dem Marianens Unfall sehr zu Herzen zu gehen schien, bestärkte ihn in die-

sen Gedanken; und um ihn noch mehr zu beruhigen, schlug er vor, er wolle Marianen mit sich nach Hause nehmen, wo sie so lange bey seiner Frau bleiben könne, bis seine Wunde völlig geheilt sey; alsdann wolle er sie selbst zum Herrn von D*** bringen, der ihm sehr wohl bekannt sey, auch denselben vorher benachrichtigen.

Hieronymus billigte diesen Vorschlag, mit dem auch die Gräfinn, die Marianen im Grunde herzlich liebte und des Herrn von D*** vortreffliche Eigenschaften kannte, sehr wohl zufrieden war. Sie nahm von Marianen den freundschaftlichsten Abschied, gab ihr mit mütterlicher Fülle des Herzens die weisesten Lehren, und beschenkte sie mit einer ansehnlichen Summe. Mariane empfand was sie an dieser edlen Dame verlor, küßte ihr weinend die Hände, umarmte ihren Freund Hieronymus, und so stieg sie mit schwerem Herzen in den Wagen, und kam in kleinen Tagereisen in der Wohnung des Verwalters an.

Siebenter Abschnitt.

Der Verwalter gehörte zu den Leuten, von denen man zu sagen pflegt, daß sie wissen wie es in der Welt zugeht. Dergleichen Leute glauben bemerkt zu haben, daß diejenigen am weitesten kommen, die sich um den Nutzen anderer viel weniger als um ihren eignen bekümmern, die niemand Gutes thun als den sie zu brauchen gedenken, und also den hülflosen Unglücklichen liegen lassen wenn er vor ihren Füßen niederfällt, ohne ihn anzusehen, und sich zu dem drängen der sie ein paar Schritte weiter bringen kann. Mit diesen brauchbaren Grundsätzen war er in der Welt ziemlich fortgekommen; denn er hatte sich aus dem allerniedrigsten Stande bis zur Stelle eines Verwalters ansehnlicher adelicher Güter geschwungen, und verwaltete diese mit so gutem Erfolge, daß er die Möglichkeit sah in einigen Jahren einen Theil davon zu kaufen. Dabey hielt er freylich Recht und Unrecht für Dinge, womit man entweder etwas vor sich bringen oder in Gefängniß und Geldstrafe gerathen kann; so lange er also dieses nur nicht zu befürchten hatte, war sein

Augenmerk beständig auf jenes gerichtet. Marianens Entführung, wovon sie selbst die Veranlassung nicht anzugeben wußte, hatte ihn neugierig gemacht; daher er, während Mariane und Hieronymus auf dem Schlosse waren, einige Bediente der Gräfinn ausfragte, die sich in der Schenke einfanden wo er abgetreten war. Aus den ihm erzählten Begebenheiten von der Gesellschaft die zuletzt auf dem Schlosse gewesen war, und aus allen Umständen zog er nun den Schluß: der Oberste, dessen Neigung zu hübschen Mädchen er sehr wohl kannte, werde die ganze Sache veranstaltet haben. Er hütete sich aber wohl davon etwas gegen Hieronymus und Marianen zu erwähnen; denn er glaubte sich durch diese Entdeckung für das Pferd mit welchem Sebaldus verloren gegangen war, und für die Wunde die ihm seine unbefugte Neugier — (denn was ging es ihn eigentlich an, daß jemand auf der Landstraße entführt wurde?) — zugezogen hatte, reichlich bezahlt zu machen. Anstatt also Marianens Aufenthalt dem Freyherrn von D*** zu melden, meldete er denselben lieber mündlich dem Obersten, und benannte ihm zugleich den Preis um welchen

er sie an einen ihm beliebigen Ort bringen wollte. Er ging hiebey deshalb so offenherzig zu Werke, weil er im Laufe der Welt schon oft erfahren hatte, daß vornehmere Leute als er, wenn er sie seiner Absichten wegen zu bestechen nöthig fand, sobald es wirklich ihr Ernst gewesen war Wort zu halten, lieber geradezu vorher um den Preis ihrer Protektion hatten handeln als sich auf eine ungewisse Freygebigkeit verlassen wollen.

Der Oberste, der sich das Glück nicht träumen ließ Marianen sobald wieder zu sehen, noch weniger sie in seiner Gewalt zu haben, ging alle Bedingungen ein. Der Verwalter holte also Marianen ab, unter dem Vorwande sie zum Herrn von D*** zu bringen, und nahm ein Nachtlager auf einem der Güter des Obersten. Es war bereits in der Schenke bestellt daß sie nicht aufgenommen werden könnten, weil alles schon besetzt wäre; der Verwalter fuhr also nach dem herrschaftlichen Hause, wo er den Aufseher zu kennen vorgab. Hier verließ er des Nachts heimlich Marianen, und den folgenden Morgen bekam sie unvermuthet den Obersten zu sehen.

Der

Der Oberste war ein Männchen, das, wie wir schon bemerkt haben, von seiner Person eine nicht geringe Meinung hegte. Er hatte zwey Jahre auf Universitäten reiten lernen und Billard gespielt, darauf etwa ein halbes Jahr vor erfolgtem Frieden sich ein Regiment gekauft, das er bey verschiedenen wohlbedeckten Fouragirungen und bey einigen Rückmärschen in der Avantgarde kommandirt, und es darauf wohlbehalten in die Winterquartiere geführt hatte; worauf er dann die folgende Zeit meist am Hofe zubrachte. Aus diesem glorreichen Lebenslaufe glaubte er müsse erhellen, daß er ein Mann sey, gelehrt, tapfer, und voll Weltkenntniß. Er suchte alle Dinge zu affektiren, die ihm die Natur versagt zu haben schien. Ungeachtet sein ganzes Wesen flüchtig und läppisch war, pflegte er doch gemeiniglich eine weise Miene anzunehmen und den Zeigefinger an die Nase zu legen, als sagte er etwas gar Tiefsinniges. Ungeachtet ihm die Bequemlichkeit über alles ging, und seine Launen jede Stunde wechselten, redete er doch beständig von Standhaftigkeit, von Anstrengung und Anspannung der Kräfte, von festen Vorsätzen die man unverrückt ausführen müßte. Ob-

gleich durch frühzeitige Ausschweifungen fast zu allen Wollüsten untüchtig, war doch Genuß immer sein drittes Wort. Nach dieser Beschreibung sollte man kaum glauben, daß ein solcher feierlicher Hasenfuß in der menschlichen Gesellschaft habe erträglich seyn können, wenn man nicht täglich sähe, daß eine vornehme Geburt, reiche Einkünfte, eine engländische Kutsche mit einem Zuge von Sechsen, und ein ziemlich leidliches Angesicht, eben so große und größere Thoren zu liebenswürdigen Kerlchen machten.

Unser Mann hegte übrigens den ersprießlichen Grundsatz, man müsse in allen Vorfällen um sein selbst willen handeln, daher derjenige der Kraft habe, denjenigen der schwächer sey, ohne Bedenken zwingen dürfe, seinen, des Stärkern, Absichten zu folgen. Da nun das weibliche das schwächere Geschlecht ist; so folgerte er ganz natürlich, daß alle Mannspersonen ein unwidersprechliches Recht hätten alle Frauenzimmer nach eignem Willen zu behandeln. Zwar gab er zu, daß Stand, Erziehung, Stolz, Sprödigkeit und Eigensinn, dem Frauenzimmer eine gewisse Art von zufälliger Stärke geben könnten, die man Tu-

gend nenne; aber er meinte auch, wenn ein Mann, neben der seinem Geschlechte eigenthümlichen Kraft, noch genugsamen Verstand habe die schwache Seite eines Frauenzimmers zu finden, werde er unfehlbar über sie triumphiren. Da er sich nun Verstand in hohem Maße zutrauete; so sieht man leicht wie überzeugt er war, kein Frauenzimmer könne ihm widerstehen.

Er dachte daher auch bey Marianen leicht zu seinem Zwecke zu gelangen Ihre bisherige Zurückhaltung hielt er für Stolz. Diesem zu schmeicheln, glaubte er, würde das Hauptsächlichste seyn. Er begegnete ihr daher vom Anfange an mit der größten Höflichkeit, selbst mit Unterwürfigkeit. Er ersuchte sie, sein Haus als das ihrige anzusehen, bis der Verwalter zurückkäme, der, wie er vorgab, wegen eines unvermutheten Geschäftes, eine Reise von einigen Meilen habe thun müssen, und versprach sie allenfalls in seiner eignen Kutsche weiter zu bringen. Mariane ließ sich aber in dieser Falle nicht fangen. Sie bestand darauf, unverzüglich auf dem ersten dem besten Bauerwagen, oder auch zu Fuße, weiter zu gehen. Sie sagte dies so ernsthaft, daß

er seinen Angriff änderte. Seine glühende überschwengliche Liebe wurde vorgebracht und seine Anbetung einer Göttinn zu deren Füßen er sich und sein ganzes Vermögen niederlegen wollte. Mariane, voll edlen Unwillens, würdigte ihn keiner Antwort, sondern wollte stehendes Fußes weggehen; das äußere Zimmer aber war verschlossen. Er sagte ihr auf die höflichste Weise, sie solle in allen Dingen über ihn und sein Haus zu befehlen haben, den einzigen Punkt ausgenommen daß sie sich nicht wegbegeben müsse. Mariane voll Unwillen, fragte wer das Recht habe sie aufzuhalten? Er wendete wieder seine Liebe vor; er bat, er beschwor sie, er versicherte auf den Knieen, sie habe von ihm nichts Unanständiges zu besorgen; selbst ihrer Gesellschaft, so angenehm sie ihm sey, wolle er sich entziehen wenn er ihr beschwerlich falle. Mariane warf sich in einen Stuhl und weinte; er fuhr fort zu bitten und zu versprechen; sie mußte der Gewalt nachgeben und wider ihren Willen da bleiben.

Sie begab sich in das ihr angewiesene Zimmer, und untersuchte sorgfältig ob irgendwo ein verdeckter Eingang seyn könne; aber es war alles sicher. Sie frühstückte allein. Nach-

her ging sie in den Garten. Sie bemerkte wohl, daß sie von verschiedenen Personen von fern beobachtet ward, und daß sie nicht werde entfliehen können; aber der Oberste ließ sich nicht sehen. Es vergingen einige Tage, in denen sie alles empfand was ihr jetziger Zustand Schreckliches und die Aussicht ins Künftige Beunruhigendes hatte. Der Oberste, der seinen Anschlag nie aus dem Sinne ließ, fand sich unvermuthet auf ihren Spaziergängen, wo ihm nicht auszuweichen war. Er begegnete ihr mit größter Ehrfurcht. Sie konnte ihm zuletzt nicht abschlagen, zuweilen bey Tische, oder bey einem kurzen Spaziergange in seiner Gesellschaft zu seyn. Er fuhr fort zu betheuren, daß er sie auf das innigste liebe und daß er ihre Gegenliebe nicht zu erzwingen, sondern zu verdienen suchen wolle. Mariane fuhr fort, ihn aufs entschlossenste zu versichern daß er ihre Gegenliebe auf keine Weise erhalten werde, daß er sie also nicht ferner quälen, sondern sie wegreisen lassen möchte; und sie selbst sann beständig auf ein Mittel, sich aus dieser unangenehmen Lage zu ziehen.

Der Oberste ward durch einen so starken

Widerstand, den er nicht vermuthet hatte, noch mehr erhizt, und fing an andere Plane zu entwerfen, um seinem Zwecke näher zu kommen. Er wiederholte sich in Gedanken alle sinnreiche Mittel entflammter Liebhaber die widerspenstige Gebieterinnen zähmen wollen: z. B. die Ehe zu versprechen und sein Wort nicht zu halten, oder sich durch einen verkleideten Kammerdiener trauen zu lassen; seiner Geliebten einen Schlaftrunk zu geben, und sich zu ihr zu schleichen; im Fußboden ihres Zimmers eine Fallthüre machen zu lassen, oder durch einen Kamin hineinzusteigen u. s. w. Weil ihm diese aber sämmtlich nicht gefielen, nahm er seine Zuflucht zur Lesung der Geschichte der Klarissa Harlowe, um seine Einbildungskraft durch den Charakter des Lovelace anzufeuern, einen Charakter, den er beständig äußerst bewundert hatte, und nicht ohne Ursache; da ihm selbst Leibes- und Geistskräfte zum Guten und zum Bösen fehlten, um ein Lovelace zu seyn. Bey dieser Lektur fiel ihm auf, daß er das was Lovelacen der Zufall gewährte *), durch

*) S. Geschichte der Klarissa, Deutsche Übersetzung. Vter Th. 7ter Brief. S. 70. u. f.

ausdrückliche Anstalt erlangen könnte. Er ließ wirklich eines Morgens, kurz vor Anbruch des Tages, in Marianens Vorzimmer ein paar Vorhänge und ein paar Bunde Stroh anzünden, und pochte nachher mit großem Getöse an ihr Zimmer um sie aufzuwecken. Er glaubte gewiß, sie in dem allerleichtesten Nachtanzuge zu treffen. Er irrte sich aber; denn Mariane, von Anfang an sehr mißtrauisch, hatte in ihren gewöhnlichen Kleidern geschlummert. Sie öffnete die Thür voll Entsetzen, und da allenthalben Rauch und Flammen hereinschlugen, ergriff sie nur ihre Tasche und Uhr, und folgte dem Obersten, der seine Beute durch Dampf und Funken nach einem abgelegenen Gartenhause schleppte, wo sich Mariane athemlos niedersetzte. Der Oberste wollte ihre erste Bestürzung nutzen, fiel ihr zu Füßen, und wiederholte seine Liebeserklärung feuriger als jemals; aber, da er in Kurzem unbescheiden ward, stieß ihn Mariane mit beiden Händen so heftig von sich, daß das Männchen, zwar in Worten, aber nicht an Kräften ein Herkules, rücklings zu Boden fiel. Ehe er, vom Falle betäubt noch aufstehen konnte, sprang Mariane in den Garten. Dieser war von

dem daran stoßenden weitläufigen Parke durch eine grüne aber hin und wieder etwas verdorrte Hecke gesondert. Diese Stellen hatte sich Mariane bey ihren Spaziergängen schon längst gemerkt. Sie schaffte sich durch die dürren zerbrechlichen Sträuche einen Weg in den Park, und da sie schnell das Ende desselben erreicht hatte, so lief sie gerade aus ins Feld, ohne sich umzusehen.

Ende des fünften Buchs.

Sechstes Buch.

Erster Abschnitt.

Es ist Zeit, daß wir zum Sebaldus zurückkehren, den wir auf dem Pferde des Verwalters verlassen haben, auf dem er voranritt um in dem nächsten Dorfe für die nachkommende Gesellschaft eine Mittagsmahlzeit zu bestellen. Der Fuhrmann hatte ihn versichert, der Weg sey nicht zu verfehlen. Dies war auch vielleicht einem Kutscher nicht möglich, aber wohl einem Manne wie Sebaldus, der selten ganz genau auf die Dinge um ihn her Achtung gab, am wenigsten auf das Gleis einer Landstraße. Er war kaum einige hundert Schritte fortgeritten, als er sich in eine Betrachtung über die zweyte Posaune in der Apokalypse vertiefte; wogegen sein Pferd, dem

der Zügel an der Mähne hinabhing, sich kurz darauf an einen vier Schritte vom Wege stehenden Heuschober machte. Nach einigen Minuten merkte Sebaldus, daß das Pferd nicht fortging, und spornte es an ohne es zu lenken. Es trabte daher gerade fort über Wiesen und Brachfelder, bis es wieder auf einen Weg kam. Nachdem Pferd und Mann auf demselben ein paar Stunden fortgeeilt waren, wunderte sich Sebaldus noch kein Dorf vor sich zu sehen; doch ließ er sich nicht träumen, daß er den rechten Weg könne verfehlt haben. Nach einiger Zeit erblickte er ein Dorf. Er zweifelte gar nicht, daß es das rechte wäre; ritt vor die Schenke, stieg vom Pferde, und übergab es einem vor dem Hause stehenden Knechte, der es seitwärts nach dem Stalle zu führte. Er selbst trat sogleich ins Haus, bestellte die Mittagsmahlzeit für vier Personen, und setzte sich in die Gaststube um auszuruhen. Nachdem er so eine Weile unter einem Geräusche von vielen Menschen gesessen hatte, stand er auf um seiner Gesellschaft entgegen zu gehen, weil er aus der Länge der verflossnen Zeit schloß, sie müßte schon dicht vor dem Dorfe seyn. Er wanderte fort, das Gemüth

voll von dem doppelten Vergnügen, seine Tochter bald wieder zu sehen und eine neue Erklärung der zweyten Posaune erfunden zu haben. Er hing sonderlich diesem letztern Vergnügen so stark nach, daß er erst nach geraumer Zeit aus untrüglichen Kennzeichen merkte, er sey auf einem ganz andern Wege als auf dem er gekommen war; denn er befand sich dicht vor einem andern Dorfe, und sah aus der Höhe der Sonne es sey wirklich Mittag. Er eilte also zurück, und fand zu seinem großen Erstaunen, daß die Gesellschaft noch nicht angekommen war. Er befürchtete, ihr möchte ein Unglück begegnet seyn, und forderte sein Pferd um ihr entgegen zu reiten; aber noch mehr erstaunte er, da niemand von seinem Pferde etwas wissen wollte. Er hatte einen fremden Kerl für einen Knecht aus dem Hause angesehen, und ihm sein Pferd gegeben, der sich aber, sobald Sebaldus ins Haus gegangen war, darauf geschwungen und es fortgeritten hatte.

So war er also um seine Gesellschaft und um sein Pferd gekommen, und hatte zum Troste nichts, als seine apokalyptische Entdeckung, und ein übergahres Mittagsessen auf

vier Personen, davon er, bey allem seinen Appetite, sich doch nicht zu essen getraute, weil er immer noch auf die Ankunft seiner Gesellschaft hoffte. Endlich nöthigte ihn der Hunger sein Antheil davon zu verzehren, und die Wirthinn nöthigte ihn das Ganze zu bezahlen.

Er wartete den Tag und noch ein paar folgende auf seine Gesellschaft, und war in der größten Verlegenheit, da sie nicht ankam. Weil er weder den Namen des Dorfes wo sie ihn einhohlen sollte, noch den Namen der Gräfinn, noch den Namen ihres Gutes behalten hatte; so sah er sich auf einmal wieder in die weite Welt versetzt. Sein einziger Trost war, daß er des Hieronymus Empfehlungsbrief an den Kammerjunker in Holstein, und noch so viel Geld bey sich hatte um dahin zu reisen. Da er erfuhr, daß der Postwagen nach Holstein den folgenden Tag durch dies Dorf gehen würde, so setzte er sich ohne ferneres Verweilen darauf.

In wenigen Tagen kam er bey dem weiland Kammerjunker an. Dieser hatte am Hofe den Mangel des Verstandes durch reiche

Kleider *) zu ersetzen gesucht. Nachdem er aber mit einer reichen alten Wittwe verheurathet und dadurch in Stand gesetzt war den Hof zu verlassen, begab er sich auf seiner Frauen Güter, und verdeckte nun den oben gedachten noch immer fortdauernden Mangel durch eine andere Art von Virtù. Er sammelte antike und moderne Münzen und Gemmen, Kopien und Abgüsse alter Statuen und Basreliefs, und allerhand ächte und unächte griechische und römische Alterthümer. Diese Sammlung zu vermehren, zu ordnen, seinen Besuchern zu zeigen und darüber zu schwatzen, war seine hauptsächlichste, einer verständigen und gelehrten so ähnlich scheinende Beschäftigung; daß er sich selbst oft einbildete, er habe Verstand und Gelehrsamkeit. Freylich ging es ihm mit seinem Kabinette zuweilen, wie ehemals mit seinem Kleiderputze. Bey diesem mußte oft Straß anstatt Juwelen, Plüsch statt Sammet, und ein bunter Lack von Martin statt Goldes dienen. Eben so war auch jenes, anstatt wahrer Alterthümer Münzen und Gemmen, meist mit allerhand Lumpenzeuge ange-

*) S. Wilhelmine S. 99.

füllt, welches er nur aufbewahrte, weil es alt, zerbrochen, beschmutzt und unbrauchbar aussah. Der kleine Mann war aber in allen antiquarischen Kenntnissen, wodurch er hätte auf den Verdacht kommen können, seine Alterthümer wären unächt, glücklicherweise so unwissend, daß ihm seine alten Lampen, Urnen, Opferbeile, Scheidemünzen und Petschafte völlig eben das Vergnügen machten, was sie einem ächten Alterthumskenner würden gemacht haben wenn sie tausend Jahre älter gewesen wären. Er besaß weiter keine Kenntnisse, als die sich aus Kompendien und Journalen auffraffen lassen, und die ihm die Verkäufer von Münzen und Gemmen einprägten. Auch fand er diese zu seinem Zwecke, sich als eine wichtige Person zu fühlen, so vollkommen hinlänglich, daß er nicht daran dachte andere und bessere zu erwerben; zumal da er noch dabey die glückliche Gabe besaß, wenn er gelehrte Leute reden hörte, still zu schweigen, und was sie gesagt hatten in der nächsten Viertelstunde wörtlich als seine eignen Gedanken zu wiederholen. Dies that ihm, wie so vielen andern reichen Sammlern, in vielen Vorfällen beynahe eben die Dienste, als ob er selbst gedacht und geurtheilt hätte.

Der hochwohlgeborne Kenner empfing den Sebaldus mitten in seinem Kabinette, wo alle seine Herrlichkeiten zur Schau ausgestellt waren, sitzend auf einer Sella curulis, nicht zwar von Elfenbein, doch aber von weiß angestrichnem Holze, mit bloßem halbgeschornen Haupte, wie ein Römischer Konsul, und in einem Schlafrocke zugeschnitten nach dem ächten Modell einer Trabea, welches ihm gegen reichliche Bezahlung von einem gelehrten Professor war mitgetheilt worden, der ausdrücklich die Schneiderkunst gelernt hatte, um den ächten Schnitt dieses Römischen Feierkleides endlich einmal herauszubringen. Dieses ist bekanntlich vielen sonst grundgelehrten Leuten, die über die Kleidung der Alten geschrieben haben, noch bisher nicht gelungen, vielleicht bloß deßwegen, weil sie alle nicht wußten ob man einen Pelzmantel in die Länge oder in die Quere des Zeuges zuschneiden muß.

Nachdem der Kammerjunker des Hieronymus Brief gelesen hatte, versicherte er den Sebaldus zwar sehr ernsthaft seiner Gnade (denn seitdem er reich geworden ergriff er gern jede Gelegenheit wobey er den Mäcen spielen konnte); doch bedauerte er einen so

grundgelehrten Mann, wie Sebaldus, nicht zu seinem Bibliothekar haben zu können. Diese Stelle war nehmlich bereits durch einen gelehrten Magister besetzt worden, den Schwestersohn eines Mannes, der ihm viele Alterthümer, und noch kürzlich einen raren Kameo, im ächten Ambra (dergleichen der ehemals berühmte Klotz besaß), und nicht etwa in Bernstein geschnitten, verkauft hatte.

Indeß lud er doch den Sebaldus auf den andern Morgen zum Frühstücke ein; hauptsächlich sich selbst zu Gefallen. Denn, weil es seinen Nachbarn, die ohnedies von allen Alterthümern aufs höchste alte Pokale und alte Bankothaler liebten, schon bekannt war, daß unser gelehrter Landjunker diejenigen die er einmal in sein Kabinett bekommen konnte, so bald nicht wieder herausließ; so konnte er nur selten jemand finden der es besehen wollte.

Der gute Sebaldus, obgleich von aller Kennerschaft weit entfernt, mußte denn auch unter manchem Gähnen und Räuspern wirklich über fünf Stunden aushalten. Zuerst ward er in einen Saal geführt, wo verschiedene Abgüsse von berühmten antiken Bildsäulen

säulen aufgestellt waren. »Man muß damit,« sagte der Besitzer, »schon zufrieden seyn, weil »man die Originale nicht haben kann.« Er ging ziemlich geschwind dabey vorüber; doch fuhr er seiner Venus von Medici sanft über den Rücken herunter, und fragte den ganz erstaunten Sebaldus, ob ihm derselben Hintertheile auch so wohl gefielen, als dem gelehrten Smollet *). Ohne Antwort zu erwarten, wandte er sich schnell zu seinen geliebten Antiken, bey deren Deutung er sich weitläufig aufhielt. Da war mehr als eine dickbäuchige Venus, und dickplünschige Minerva, desgleichen verschiedene Apolle die wie Schneidergesellen aussahen, breitschultrige Merkure, und Jupiter mit spitzen Stirnen und aufgestutzten Nasen. Sodann kamen sie in verschiedene Zimmer voll zerbrochner Urnen Töpfe und Teller, voll rostiger Degenklingen und Beile, und einer unzähligen Menge unbrauchbaren Hausgeräthes, woraus mit Verwunderung zu ersehen seyn sollte, daß die Leute vor tausend Jahren Messer Schnallen

*) Man s. Smollets Reisen, nach der Deutschen Übersetzung, S. 297.

und Schlüssel gehabt hätten, beynahe eben so wie wir. Von da traten sie ins Allerheiligste, wo die Gemmen und Münzen aufbehalten wurden. Mitten im Zimmer stand des berühmten Lipperts Sammlung von Abdrücken auf einem zierlichen Gestelle. Der Kammerjunker zog ein paar Schubladen davon nachläßig auf, und sagte: »Sie »sind ganz artig, aber doch nur Abdrücke, ich »halte auf Originale.« Er besaß wirklich eine große Menge von plumpen und verzerrten Gesichtern, sehr stumpf in allerhand Steine geschnitten, denen er einen großen Werth beylegte. Auch zeigte er seine Münzen, auf deren vielen er den Sebaldus den edlen Rost bemerken ließ. Sie waren alle unverfälscht antik, und zu mehrerer Bequemlichkeit in sehr dicke Pappen gefaßt, so daß man Seite und Rückseite, nicht aber die Ränder sehen konnte *). Er versicherte, daß diese Ein-

*) Es ist bekannt, daß die betriebsamen Leute, welche den Kunstkennern viele Wunder aufheften, auch erfunden haben Münzen auseinander zu sägen, und die Hauptseite und Kehrseite verschiedener Stücke zusammenzusetzen, woraus

richtung sehr niedlich wäre, und daß ihm die ganze Sammlung von einem gelehrten Antiquare, so gefaßt, sey verkauft worden. Was er aber mehr als alles andere zu schätzen schien, war eine Sammlung von Belagerungs- und Nothmünzen. Er hatte in der That viele Stückchen gestempeltes Blech Zinn und Leder, nebst Stückchen von silbernen Tellern mit allerley Figuren. Er sagte, mit erhabener Nase, »er besitze nicht wenig Münzen dieser Art, die selbst der berühmte Klotz »in seinem gelehrten Werke de numis obsidionalibus nicht gekannt habe, und er hoffe »in Kurzem ein kapitales Stück zu erhalten, »nehmlich eine Nothmünze, in einer der »Festungen geschlagen, die der berühmte »Oberste Shandy durch seinen Feuerwerksmeister Trim mit ledernen Kanonen beschießen ließ.«

Indem er so mit großem Eifer seine Sel-

---

denn ganz neue sonderbare Münzen entstehen. Dergleichen haben schon zu sehr gelehrten Erklärungen Gelegenheit gegeben, welche nur durch genaue Betrachtung der Ränder zu widerlegen waren.

tenheiten herausstrich, erblickte er von ungefähr an des Sebaldus Finger dessen Petschierring, worin ein Anker gegraben war *).

»Ey!« rief er aus: »Was für eine schöne »Antike haben Sie da?«

Sebaldus versicherte ihn, daß der Ring sehr modern sey, und von einem Petschierstecher in einer kleinen Stadt in Thüringen sey gegraben worden.

Der Antiquar versetzte mit sonderbar schlauer Miene:

»Ja! ja! Aber, ob er gleich modern ist, »so möchte ich ihn doch wohl haben. Die ge»schnittenen Steine, von einer gewissen Farbe, »von einem edlen Ziegelroth, gefallen mir. »Ich will ihn Ihnen abkaufen.«

Sebaldus antwortete: er habe den Ring bisher zum Andenken seiner Wilhelmine getragen, wenn er aber würdig sey in dieses Kabinett aufgenommen zu werden, so wolle er ihm solchen schenken. Der Kammerjunker ließ sich die Schenkung nochmals mit einem Handschlage bestätigen; und nun konnte er seine versteckte Freude nicht mehr bergen. Er drückte

*) Man s. Wilhelmine S. 50.

dem Sebaldus die Hand, zeigte ihm hin und wieder ein Pünktchen auf dem Steine, versicherte mit selbstzufriedner Miene, er sey ein Kenner antiker Arbeit; der Stein sey ungezweifelt ächt antik, und für ihn unschätzbar, weil er eine Form von Ankern abbilde, die weder Bayfius noch Amnelius in ihren Werken de re nautica veterum angeführt hätten. Und nunmehr nahm er den Sebaldus, welcher verstummte und sich nicht getraute dem gelehrten Kenner zu widersprechen, im Ernste in seine Protektion, gab ihm sogleich ein Zimmer in seinem Schlosse ein, und verschaffte ihm, in wenig Tagen, die Stelle eines Hofmeisters bey dem Sohne eines Pfarrers in einem benachbarten Städtchen.

Sebaldus schrieb an seinen Freund Hieronymus, um ihm die Unfälle seiner Reise, seine Ankunft beym Kammerjunker, und seine Beförderung zu melden; bat ihn um Nachrichten von Marianens Aufenthalte, und ging darauf nach seinem neuen Posten zum Archidiakon Mackligius ab.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1785207318/phys_0251
DFG

Zweyter Abschnitt.

Der Archidiakon Maekligius hatte weder viel gute noch viel böse Eigenschaften, und nur gerade so viel studirt als zum Predigen und zum Beichtesitzen nöthig war: das heißt, sehr wenig. Er predigte aber von seinen Kandidatenjahren an, einen sehr hellklingenden vernehmlichen Tenor, welcher der sämmtlichen erbgesessenen Bürgerschaft sehr gefallen mußte; denn er war frühzeitig zum Diakon an einer Kirche seiner Vaterstadt erwählt worden. Mit der Zeit rückte er nicht nur in die Archidiakonatsstelle, sondern ein Edelmann der die Pfarre eines nahe an der Stadt gelegenen kleinen Fleckens zu vergeben hatte, welche gewöhnlich das Filial eines Stadtpredigers war, gab ihm dieselbe noch nebenher zu verwalten.

Maekligius hatte, beym Antritte seines Amts, alle Bücher die man in diesem Winkel Holsteins für symbolisch hielt, unbesehen beschworen, und was in der besondern Formula committendi seines Städtchens von jedem Prediger verlangt wurde, ohne Umstände unterschrieben. Er war dabey sehr beruhigt, weil

er nunmehr durch einen heiligen Eid alles Nachdenkens über die sämmtlichen in den symbolischen Büchern enthaltenen Lehren überhoben zu seyn glaubte. Zwar wußte er wohl, es sey noch erlaubt dieselben in der Absicht ferner zu untersuchen, um mehrere Beweisgründe dazu aufzufinden, hielt aber weislich für gut, dies zu unterlassen, weil er gar nicht einsehen konnte, wozu noch mehrere Beweisgründe nöthig seyn sollten. Denn es hatten ja alle Geistlichen einen schweren Eid geleistet sie zu lehren, und man wußte, seit mehr als hundert Jahren, in den Marschländern kein Beyspiel daß ein Laie einen Zweifel darüber gehabt hätte; überdies war in unvermuthetem Falle leicht abzusehen daß man einen solchen, durch Versagung der Absolution und Wegweisung vom Abendmahle, genugsam würde im Zaume halten können. Er hielt sich also im Gewissen verbunden, die Zweifel, die ihm obwohl sehr selten aufstießen, denen zur Verantwortung zu überlassen von denen er war vereidet worden. Da er also bloß zu lehren, nicht aber zu untersuchen hatte, so konnte er sein Amt beynahe ganz mechanisch ausüben. Die Zeit die ihm davon übrig blieb, brachte

er, zur Motion, mit Graben und Pflanzen in seinem Pfarrgarten zu; er war nehmlich ein großer Kenner und Liebhaber von allen raren Nelkenarten und Tulpenzwiebeln und zog sie in großer Vollkommenheit. Eine unverdächtige Beschäftigung; denn man will bemerkt haben, daß die Liebhaber derselben weder in der Kirche noch in dem Staate Unruhen zu erregen pflegen. Er hielt auch viel auf Federvieh, welches er täglich selbst zu füttern und seine tolligen Hühner, eine nach der andern, beym Namen zu sich zu rufen pflegte. Daneben hatte er noch einen schönen Taubenschlag, der ihm manche halbe Stunde vertrieb. Bibelfest war er sehr, und pflegte bey aller Gelegenheit Sprüche anzuführen; welches ihm, wenn sich der Inhalt auch gar nicht zur Sache schickte sondern nur etwa ein Wort einen ähnlichen Klang hatte, nicht unerbaulich schien. Sonst las er eben nicht in Büchern, und weil er meist aus dem Stegereife predigte, so kam auch das Schreiben selten an ihn, außer daß er akkurate Listen von allen bey ihm beichtenden Kommunikanten hielt und selbige wöchentlich nachtrug. Diese hatte er in so guter Ordnung, daß mit Einem

Blicke zu übersehen war wer im letzten Vierteljahre nicht gebeichtet hatte. Ein solches Beichtkind zeichnete er sich an, um bey demselben, so bald sichs thun ließ, einen Hausbesuch abzustatten; wobey er dann gegen die Verächter der Beichte ein wenig zu eifern pflegte, weil er wirklich auf diesen Glaubensartikel am strengsten hielt. Sonst that er niemand etwas Böses; und ob er gleich, wenn es sein Evangelium mit sich brachte, auch von der Kanzel weidlich auf die Sünder zu schelten wußte, so war er doch im gemeinen Leben ein ganz umgänglicher Mann, der, wenn sich jemand an ihn wendete, gern mit Rath an die Hand ging, auch zuweilen mit That, nur nicht mit Gelde, welches, wie wir der Wahrheit zur Steuer bekennen müssen, dem ehrlichen Mackligius ziemlich fest ans Herz gewachsen war.

Eben auch die Begierde seine Einkünfte nicht zu vermindern, bewog ihn den Sebaldus in sein Haus zu nehmen, und der Unterricht seines Sohnes war eigentlich nur eine Nebensache. Denn da Ehrn Mackligius der heilsamen alten Meinung war, daß man auf Schulen die menschlichern Studien

(humaniora), das heißt, bloß Wortkenntniß treiben müsse, daß hingegen die wenige Sachenkenntniß die ein Theologe braucht, sehr füglich bis zur Universität verspart werden könne: so bestand die Unterweisung des jungen Heinz Mackligius beynahe bloß darin, daß er wechselsweise ein Pensum aus Dieterici Institutionibus catecheticis, aus Rhenii Grammatica latina, und aus Wellerii Grammatica graeca auswendig lernen mußte, und nebenher ein wenig Hebräisch buchstabierte. Nun besaß Heinz Mackligius (der nach dem zu urtheilen was man in frühen Jugendjahren an ihm bemerkt hat, gewiß noch ein Pfeiler der orthodoxen Kirche werden muß) eine so glückliche Gabe, Regeln die er nicht verstand, auswendig zu lernen, daß er seinem Lehrmeister beynahe gar keine Mühe machte. Sein Vater hatte daher dessen Unterricht, neben seinem Predigtamte Gartenbaue und Hühnerfüttern, ganz gemächlich abwarten können; würde also auch wohl nicht daran gedacht haben für denselben einen Hofmeister anzunehmen, wenn ihm nicht bey herannahendem Alter das Predigen in seinem Filiale allzubeschwerlich gefallen wäre. Der Weg

war weit, und wenn er nach geendigter Predigt in der Sakristey den Klingebeutel ausschüttete, so schien er ihm nicht halb bezahlt zu seyn. Das verdroß ihn dergestalt daß er einst das Filial ganz aufgeben wollte. Nachdem er aber überlegt hatte, daß die Artikel des Beichtgeldes, der Taufen, Trauungen und Beerdigungen, in der Haushaltung ein Loch machen würden wenn sie ausblieben, ungerechnet noch die Käse und die Butter nebst den fetten Hammeln und Gänsen, woran die gottseligen Marschlandsbauren ihre Seelenhirten keinen Mangel leiden ließen: so ward er ganz unruhig, und wußte nicht wozu er sich entschließen sollte.

Endlich fiel er auf den glücklichen Gedanken, daß er einen Hofmeister für seinen Sohn annehmen, und demselben die sonntäglichen und meisten festtäglichen Predigten im Filiale auftragen wollte. Die Einkünfte des Klingebeutels dachte er ihm zum Hofmeistergehalte anzuweisen; das Beichtgeld hingegen, nebst den Tauf- Trauungs- und Leichengebühren, behielt er sich selbst vor. Auf diese Art berechnete er klaren Vortheil. Er wälzte den Unterricht seines Sohnes und die beschwer-

lichen Filialpredigten von sich ab, und doch wurden seine Einkünfte nur um etwas sehr Weniges vermindert.

Dieses sehr Wenige war indeß, nebst freyer Wohnung und Kost, für den genügsamen Sebaldus völlig hinreichend. Er trat also sein doppeltes Amt mit herzlicher Zufriedenheit an, unterwies seinen Zögling, und predigte jeden Sonntag fleißig. So lebte er einige Wochen lang sehr zufrieden, bis ein kleiner Umstand seine Ruhe störte, und in dem ganzen Städtchen einen unvermutheten Rumor erregte.

Dritter Abschnitt.

Es hatten damals die Herren Landprediger, zwey Meilen in der Runde um dieses Städtchen, ein sehr nützliches Institut angefangen, das wir allen Landpredigern innerhalb und außerhalb Holstein zur Nachahmung höchlich anpreisen wollen. Es ist ein sehr gemeiner, und oft nicht ungegründeter Vorwurf den man diesen Landgeistlichen macht, daß sie endlich selbst zu Bauern würden, und gänzlich vergäßen daß sie Gelehrte sind.

Die Haupturſache davon iſt wohl, daß ſie ſelten zuſammenkommen, außer etwa auf Synodalverſammlungen oder auf Wittwenkaſſenberechnungen. Sie erfahren daher nichts von dem was in der gelehrten Welt vorgehet, und verlieren alle Luſt ſich um gelehrte Sachen zu bekümmern die ganz außer ihrem Geſichtskreiſe liegen.

Dieſem Übel vorzubeugen, war, auf Veranlaſſung des jüngſten Diakonus in der Stadt, Ehrn Pypſnövenius, unter den ſämtlichen Landpredigern dieſer Diöres die Verabredung getroffen worden, daß ſie, beſonders im Sommer, alle Freytage Nachmittags zur Stadt kamen. Sie ließen ſich zuförderſt ſämtlich barbieren, auch ſollen ſie wohl, unter der Hand, Diſpoſitionen von vorjährigen Predigten gegen einander ausgewechſelt haben die dadurch auf dieſes Jahr wieder brauchbar wurden. Alsdann begaben ſie ſich zu Ehrn Pypſnövenius, wo ſie die neuen Stücke der Hamburgiſchen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrſamkeit *) alle-

*) Dieſe gelehrte Zeitung iſt eigentlich längſt vergeſſen; aber ſo wie manche Sträucher nicht

mal auf dem Tische fanden. Wenn diese gelesen und darüber diskurirt worden war, so wurden wohl wenn es die Zeit erlaubte noch andre neue oder nützliche Bücher vorgelesen; z. B. des Herrn D. Heins patriotischer Medikus, verschiedene Deutsche Schriften des Herrn D. Crusius, als der Gnomon oder Zeiger zum richtigen Verstande des Propheten Jesaias, der Plan der Offenbarung Johannis, die prophetische Theologie u. a. m.; die neuesten lateinischen Verse der Hamburgischen Gymnasiasten, auch wohl einige ungedruckte neue exegetische Entdeckungen des Herrn Erichson in Storkow, oder neue politische Remarken und Epigramme vom Herrn Westphal in Tenning.

Wenn dieses abgethan war, wurde um sechs Uhr, damit die fremden Gäste beyzeiten nach ihrer Heimath zurückreisen konnten, gegen eine gesetzte Zeche von sechs Lübsch-

---

unter dem Linneischen, wohl aber unter dem Trivialnamen bekannt sind, möchten sich vielleicht noch Einige des Trivialnamens der schwarzen Zeitungen erinnern. Anmerk. der vierten Auflage.

schillingen, eine Abendmahlzeit von Holsteinischem Rauchfleische und Schlackwürsten nebst gutem Eutiner Biere aufgetragen. Dabey zeigte sich die Gesellschaft fröhlich, und jeder der Gäste erzählte dann was an seinem Orte Merkwürdiges vorgefallen war. Jubelhochzeiten, Zwillinge oder Drillinge, Kälber mit sechs Füßen oder Hunde mit zwey Köpfen, Mordgeschichten und Hagelschaden, wurden nicht leicht übergangen. Eine Neuerung in der Lehre oder in der Kirchenzucht aber durfte kaum irgendwo ausducken, so ward sie unfehlbar in dieser Versammlung angezeigt, die auswärtigen herzlich beseufzet, die inländischen aber (die freylich sehr selten vorfielen) zur Ahndung empfohlen. Durch diese Anstalt ward die Reinigkeit der Lehre in dem ganzen Kirchsprengel nicht wenig befördert; denn Ehrn Pypsnövenius trug das was in der Versammlung berichtet worden war, jederzeit am folgenden Sonntage, nach geendigter Vesper, dem Kirchenpropste Ehrn D. Puddewustius zu, der sodann nach Beschaffenheit der Umstände die weisesten Maßregeln nehmen konnte.

Einst berichtete auch in dieser Versamm-

lung einer der Landprediger, Ehrn Suursnutenius, daß sein Schulmeister, ein Leinweber und feiner wachsamer Mann der die symbolischen Bücher ad unguem auswendig wisse, am vergangnen Sonntage in dem Filiale Ehrn Mackligii von dessen Informator eine Predigt gehört habe, worin behauptet worden: »Man müsse die Christen von andern »Religionsparteyen als seine Brüder lieben.« Ehrn Suursnutenius setzte für sich hinzu: Hieraus würde folgen, man müsse auch die Kalvinisten als seine Brüder lieben; welcher Satz bey jetzigen Umständen um so viel bedenklicher sey, da ja bekanntlich, aller Vorstellungen Rev. Ministerii ungeachtet, verschiedene Kalvinische Tuchmacher in der Stadt das Bürgerrecht erhalten hätten, zum großen Schaden und Ärgernisse der alt-evangelischen Einwohner, die noch wohl würden in Hütten und Keller weichen, oder gar den Wanderstab ergreifen müssen, wenns so fortginge. Noch wolle der Schulmeister erzählen, der Informator habe auch gepredigt: »Gott sehe »aufs Herz, und nicht auf die Lehre; man »müsse daher auch tugendhafte Juden und »Heiden nicht geradezu verdammen.« Er, Suur-

Suursnukenius aber wolle, weil es gar zu arg seyn würde, der christlichen Liebe gemäß glauben, der Schulmeister könne hierin wohl falsch gehört haben.

Die Gesellschaft ging auseinander. Aber diese Nachricht ward, wie gewöhnlich, den folgenden Sonntag von Ehrn Pypsnövenius dem Kirchenpropste D. Puddewustius wieder erzählt. D. Puddewustius schüttelte ziemlich den Kopf, fragte nochmals nach den Umständen, und schüttelte wieder. Er stieß manches Hum und Hem aus, legte zwey oder dreymal den linken Zeigefinger an die Nase, und nach reifer Überlegung entschloß er sich beym Archidiakonus Ehrn Mackligius selbst nähere Anfrage zu thun.

Um bey der Untersuchung solcher wichtigen Angelegenheit desto weniger Aufsehen zu erregen, besuchte der Propst und der Diakon den Archidiakon am Montage nach Tische, als ob es nur von ungefähr im Vorbeygehen geschähe. Sie fanden ihn im Garten, im Kamisole, eine alte Nachtmütze auf dem Kopfe und eine Schürze vorgebunden, den Spaten in der Hand, beschäftigt den vorher auf ein Salatfeld ausgebreiteten Dünger unterzugraben.

Bey der unvermutheten Ankunft des Propstes war zwar der Archidiakon ziemlich betroffen, hohlte aber gar bald aus dem naheliegenden Gartenhause eine genähte baumwollne Perücke nebst einer alten Summarie die ihm im Hause statt eines Schlafrocks diente, so daß es, weil der Kirchenpropst sehr langsam einherging und der Archidiakon sich sehr geschwind umzog, nicht lange währte, bis letzterer im Stande war seinen geistlichen Obern zu empfangen.

Nach den ersten Bewillkommungskomplimenten, nachdem die Materie vom schönen Wetter abgehandelt, und die Nachfrage nach dem Flusse in der Schulter und den Rückenschmerzen denen Se. Hochwürden zuweilen unterworfen waren, geendigt worden, folgte die Klage über die schlechten verderbten Zeiten, bey welchen die in der Stadt angesetzten Kalvinischen Tuchmacher erwähnt wurden; und hiervon kam D. Puddewustius ganz natürlich auf die Predigt, die Sebaldus von der Liebe gegen Mitglieder anderer Religionsparteyen sollte gehalten haben. Ehrn Macklgius war über den Inhalt derselben nicht wenig bestürzt. Er versicherte, er würde an

keinem seiner Hausgenossen solche irrige Lehre dulden, und wolle sogleich den Informator rufen lassen, daß er sich selbst in Gegenwart Sr Hochwürden verantworte. Der Propst aber wollte dies nicht gestatten, damit es nicht etwa in der Stadt ein Aufsehen geben möchte. Er ermahnte nur Ehrn Mackligium, seinen Informator insgeheim zu vernehmen, ob er wohl wirklich so gepredigt habe, und ihn vor fernerer Neuerung in der Lehre ernstlich zu warnen, im weitern Übertretungsfalle aber ihn gleich abzuschaffen. Er versicherte, aus der Erfahrung zu haben, daß die Hornviehseuche durchs Todtschlagen der kranken Häupter und die Heterodoxie durch Absezen und Wegschaffen der irrigen Lehrer am sichersten vertilgt würden, und daß in beiden Fällen alle andere Mittel zu weitläuftig und überdies zu unkräftig wären. Hiermit nahmen die beiden Geistlichen Abschied.

Vierter Abschnitt.

Mackligius ließ den Sebaldus sofort rufen, und befragte ihn über seine am Sonntage vor acht Tagen gehaltene Predigt. Se-

baldus läugnete gar nicht daß der Inhalt so gewesen wie ihn der Küster angegeben hatte. Der Archidiakonus erstaunte zwar nicht wenig; weil er aber sonst mit seinem Informator wohl zufrieden war, und auf so leidliche Bedingungen nicht so bald einen andern zu erhalten hoffen konnte, gab er sich die Mühe, die er sich sonst nicht leicht gab, einen Versuch zu machen ihn zu überzeugen, daß er sich auf einer gefährlichen Lehre habe betreten lassen der er nothwendig absagen müsse.

Seb. Und was wäre denn an dieser Lehre Verwerfliches? Gebietet uns nicht die Schrift, unsern Nächsten zu lieben als uns selbst? Ist davon der Nebenmensch ausgenommen der in Glaubenssachen anders denkt als wir?

Mackl. Dies will ich nun freylich eben nicht sagen; nur dünkt mich, in Absicht auf die Sektirer ists κατ' ἀντιφρασιν gesagt, daß sie unsere Nächsten seyn sollen. Wir mögen sie immer lieben wenn sie nur weit weg sind. Wenigstens in dieser guten Stadt ist's nun einmal der Grundverfassung gemäß, daß bloß rechtgläubige Lutheraner darin wohnen können, und dabey muß man fest halten.

Es ist also hier sehr bedenklich zu predigen man solle die Irrgläubigen lieben; denn, wenn sie erst wissen daß wir sie lieben, werden sie auch bey uns wohnen wollen, und sodann gehts immer weiter. Dann würden auch die symbolischen Bücher kaum mehr helfen, und es würde keine Einigkeit und Reinigkeit der Lehre mehr da seyn. Haben sich nicht so bey uns die kalvinischen Tuchmacher eingenistelt? Was half das Widersprechen? Selbst der billige Vorschlag wurde verworfen, daß jede kalvinistische Feuerstelle dem Pastor ihres Kirchspiels jährlich einen Portugalöser abgeben sollte, weil doch sonst die Jnra Stolae litten, indem auf eben demselben Flecke ein rechtgläubiger Lutheraner hätte wohnen können. Ach! lieber Herr Magister, bey der einmal festgesetzten Grundverfassung muß man halten, es geht sonst nicht.

Seb. Und doch steht von solchen Grundverfassungen die unserm Nebenmenschen nicht die Luft gönnen wollen, im ganzen Neuen Testamente nicht ein Wort. Jura Stolae, symbolische Bücher, und dergleichen Dinge mehr, sind auch darin nicht geboten.

Viel Disputirens war Mackligius Sache nicht. Er wollte sich also weiter nicht auf Gründe einlassen, sondern rief nur ängstlich aus: »Die Grundverfassung unserer Stadt »ist einmal nicht zu ändern! Auf die symbo»lischen Bücher sind wir auch verpflichtet! »Man muß keine Neuerungen gestatten! Die »Verbindung ist einmal unverbrüchlich festge»setzt, und eidlich bestätiget, daß wir bey »der alten Lehre bleiben und uns jeder frem»den Lehre standhaft widersetzen wollen; und »nun kann man nicht erst untersuchen, son»dern die Sache muß ganz und gar ihr Be»wenden haben! Wir können nun einmal »keine Irrlehrer, Kalviniſten u. d. gl. bey »uns zugeben; also muß man auch nicht leh»ren daß man sie lieben müsse.«

Sebaldus mochte immer einwenden, die Vernunft sage uns, eine ungereimte Verfassung könne gar wohl verändert werden, und eine Verbindung die sich auf Unwahrheit stütze, könne nicht verbindlich seyn. Vergebens! Mackligius blieb dabey, man müsse in Glaubenssachen bey einer einmal eingegangenen Verbindung fest verharren, sie sey beschaffen wie sie wolle; auf die Vernunft aber

müsse man in Glaubenssachen gar nicht achten, sondern sich dem fügen, was die Vorältern festgesetzt hätten. Und so drang er dem Sebaldus einen Handschlag ab, daß er ferner den Irrgläubigen vortheilhafte Lehren gar nicht predigen, sondern sie lieber ganz mit Stillschweigen übergehen wolle.

Fünfter Abschnitt.

Einige Tage darauf sollte im Filiale das Kind eines Schiffers getauft werden. Macklgius ging mit dem Sebaldus hinaus. Als der erstere an den Taufstein trat, erblickte er einen Pathen den er nicht kannte. Er ließ ihn in die Sakristey treten um sich näher zu erkundigen, und erfuhr zu seiner nicht geringen Bestürzung daß er ein reformirter Kaufmann aus Bremen sey. Macklgius sagte ihm darauf gerade heraus, er könne ihn nicht zum Taufzeugen annehmen, weil Rev. Ministerium noch kürzlich sich verbunden habe, niemals einen reformirten Pathen bey irgend einer Taufe zuzulassen. Der Kaufmann wunderte sich hierüber nicht wenig, und der Schiffer erschrak sehr; denn der Kaufmann war

sein Rheder, und ihm zu gefallen ausdrücklich von Bremen zum Kindtaufen gekommen. Man suchte den Mackligius zu überreden, man ward hitzig; aber er blieb unbeweglich.

Der Kaufmann faßte sich endlich, und sagte: »Wollen Sie mir nicht erklären, Herr »Pastor, was bey einem Taufzeugen das »Wesentliche, und was dabey das Zufällige »ist?«

»Ich merke schon,« rief Mackligius, »daß »Sie etwas von Mitteldingen, von Adiapho»ris schwatzen wollen; das gehört aber gar »nicht hieher.«

»Nicht doch!« versetzte der Kaufmann, »vom Wesentlichen und Außerwesentlichen »wollen wir reden. Meinen Sie nicht, das »Wesentliche eines Taufzeugen sey zu bezeu»gen wenn es nöthig ist daß das Kind ge»tauft worden, und in Ermangelung der Al»tern und Vormünder für des Täuflings Er»ziehung zu sorgen?«

Mackligius konnte dies nicht läugnen.

»Und nun!« fuhr der Kaufmann fort, »ist nicht das Opfer das ins Becken gewor»fen wird etwas Zufälliges bey der Taufe?«

Mackligius, nach einigem Stocken, bejahte es.

»Gut!« sagte der Kaufmann, »hören »Sie also einen Vorschlag zum Vergleiche: »Ich will, weil es denn Rev. Ministerium »nicht anders haben will, allen wesentlichen »Pflichten eines Taufzeugen entsagen. Ich »will jedermann in Ungewißheit lassen ob »das Kind getauft worden; ich will mich hü»ten für seine Erziehung zu sorgen, und wenn »es auch Vater und Mutter verlieren und »von seinen Vormündern verlassen werden »sollte. Kann mir denn nun wenigstens nicht »erlaubt werden, das Zufällige eines Tauf»zeugen zu verrichten, und nach vollbrachter »Handlung diese Dukaten ins Becken zu »opfern?«

Mackligius war in keiner geringen Verlegenheit. Endlich bewog ihn die Distinktion des Kaufmanns und das Bitten des Vaters, für diesesmal einen reformirten Taufzeugen zuzulassen.

Kaum waren sie wieder zu Hause angekommen, so rückte ihm Sebaldus vor, daß er nicht nach seinen eignen Grundsätzen handele. Denn, wenn eine feierliche Verbindung jederzeit unverbrüchlich müsse gehalten werden, so würde er Unrecht haben wider dieselbe einen reformirten Taufzeugen anzunehmen.

»Ja!« rief Mackligius ein wenig verlegen, »hier war eine Ausnahme. Zudem sah »ich wohl, der Bremer war ein ganz guter »Mann, der sich gerade bey uns nicht wird »niederlassen wollen.«

Seb. Ey! nun sey Gott Dank! Wenn nur Ein Mitglied einer andern Konfession ein guter Mann ist, so mögen's auch wohl mehrere seyn. Ich kann also auch wohl eine Ausnahme von dem Ihnen gethanen Versprechen machen; denn warum sollten wir solche gute Leute nicht lieben wie der Bremer Kaufmann und seine Glaubensgenossen sind?

Mackl. Herr Magister! Ich bitte Sie sehr, fangen Sie ja nicht wieder an dergleichen zu predigen; Sie können sonst Sich und mich unglücklich machen. Weshalb wollen wir denn die Kalvinisten und dergleichen Leute so sehr lieben? Wozu? Im Lande dürfen sie sich doch nicht weiter ausbreiten, als sie leider! bereits gethan haben; denn es muß Ein Glaube, Ein Hirt und Eine Heerde im Lande seyn, sonst kömmt alles in Unordnung.

Seb. O! damit schrecken Sie mich nicht! Ich komme eben jetzt aus dem Brandenburgischen, wo Menschen von zwanzigerley Re-

ligionsgesinnungen meist ganz friedlich neben einander leben; und wenn sie sich ja zuweilen ein wenig zanken, so bleibt doch alles im Staate in sehr guter Ordnung. Lassen Sie uns nur nicht wähnen, alle Wahrheit und gute Gesinnung sey ausschließend bey unserer Religionspartey; lassen Sie uns vielmehr untersuchen, ob diejenigen die wir für Irrlehrer halten, nicht mehr Wahrheit mögen erkannt haben und lobenswürdiger leben als wir: und dann finden wir vielleicht, daß wir sie verehren und lieben müssen. Ich wiederhole nochmals, lassen Sie uns untersuchen, und lassen Sie keine Verabredung, kein Lehrgebäude, kein symbolisches Buch uns aufhalten, wenn wir Wahrheit suchen und finden können.

Mackl. Ach! mein lieber Herr Magister! Sie wollen doch immer so viel spekuliren! Diese Sucht mögen Sie wohl aus dem leidigen Brandenburgischen Lande mitgebracht haben. Da solls arg zugehen; da soll alles voll Rotten und Sekten seyn. Das kömmt her von dem unchristlichen Vernünfteln! Da wird immer einer an dem andern irre! Wenn einem ja auch hin und wieder ein Zweifel

einfällt, so ists besser, man unterdrückt ihn gleich. Dies ist viel kürzer und besser, als davon so viel Redens zu machen, darüber dann andere auch irre gehen. Nein! lassen Sie mir immer die Lehrformeln und die symbolischen Bücher in Ehren. Sie sind, aufs wenigste gerechnet, ein nothwendiges Übel. Da ist ja so vieles in der Bibel, woraus man sich sogleich nicht finden kann, und so würde man während seiner ganzen Lebenszeit untersuchen müssen was man glauben soll, wenns nicht schon in der Augspurgischen Konfession vorgeschrieben wäre.

Seb. Schön! Aber dies ist eben dasselbe Argument, das die Katholiken für die unfehlbare Autorität der Kirche anführen! Wir selbst können, sagen sie, die Bibel nicht hinlänglich erklären, dies thut die Kirche für uns; darum müssen wir glauben was die Kirche glaubt. Also hätten wir bey der Reformation nur Eine Unfehlbarkeit mit der andern verwechselt, der wir blindlings trauen müßten? Wenn also der Papst die Augspurgische Konfession gemacht hätte, so würden Sie Herr Pastor ohne Bedenken ein Papist seyn!

Mackl. Behüte mich Gott! was reden Sie? Herr Magister! Herr Magister! Sie wissen ja, daß ich der ächten ungeänderten evangelischen Lehre zugethan bin.

Seb. Ja! dem Buchstaben nach, aber nicht im wahren Geiste. Eine blinde Unterwürfigkeit unter die Aussprüche der geistlichen Obern ist nicht der wahre Geist des Protestantismus. Was wir glauben sollen, davon müssen wir überzeugt seyn. Die bloße Annehmung einer Lehre weil sie in einem Buche verzeichnet ist, es mag dies Buch Bibel, symbolisches Buch, oder wie man sonst will heißen, ist keine Überzeugung. Sollen wir überzeugt werden, so müssen wir untersuchen, und erst dann wann wir einen Satz durch vernünftige Untersuchung für wahr erkennen, kann er moralische Wirkungen veranlassen.

Mackl. Aber, Herr Magister! wohin würden wir kommen wenn wir erst von neuem anfangen wollten zu untersuchen? Müßte man da nicht sein ganzes Lebenlang studieren? Zumal in unsern jetzigen letzten betrübten Zeiten, da, wie man aus den Hamburgischen Nachrichten zuweilen sieht, an der Ober-Elbe so viele neuerungssüchtige

Leute sind, die nichts wollen als untersuchen, die uns eine ganz neue Theologie ja sogar eine ganz neue Bibel machen wollen? Ja wahrhaftig! eine neue Bibel. Da schickt mir der Postmeister neulich mit den Zeitungen einen Zettel, daß ich 234 Mrk. auf eine Bibel pränumeriren soll, die einer in England (ich glaube der Mensch heißt Kennikott) will drucken lassen. Ja! daß Gott erbarm! 234 Mrk. in diesen schweren Zeiten! Und da sollen in dieser Bibel viele tausend Stellen ganz anders seyn, als in unserer Lutherischen Bibel! Nun sehen Sie einmal Selbst, was das für eine Verwirrung in unserm guten Holstein geben würde, wenn man nicht schon wüßte was man zu glauben hätte.

Geb. Ich habe von dieser Bibel auch gehört; glaube aber sie wird ganz und gar keine Verwirrung anrichten, sondern kann vielmehr einen sehr großen Nutzen haben. Denn wenn die Theologen, wie es nicht unterbleiben wird, über die Menge der Varianten, die der arbeitsame Engländer für seine funfzigtausend Thaler zusammengelesen hat, sich funfzig Jahre lang werden müde disputirt haben; so wird man endlich wohl ein-

sehen, daß die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts, die Gott bey seiner Offenbarung zum Zwecke gehabt haben muß, nicht auf Schreibfehlern und Varianten, Muthmaßungen und Wortklaubereyen beruhen kann. Also auch von dieser Untersuchung über Varianten will ich niemand abschrecken. Ich glaube, die wahre Religion kann und wird die strengsten Untersuchungen von aller Art aushalten; darum mag man in Gottes Namen fortfahren, alle Meinungen der Menschen zu sichten und den Weizen von der Spreu zu sondern.

Mackligius rief sehr erschrocken: »Nein! »nein! die Menschen müssen nicht zu vorwitzig »seyn. Wenn wir nicht der Untersuchungssucht »ein Ziel setzen, wer weiß wohin wir noch ge»rathen. Da können wir noch Synkretisten »und Indifferentisten ja endlich gar Naturali»sten werden.«

Seb. Ich glaube nicht, daß uns die Untersuchung so weit führen werde; aber ich für meine Person folge dem Wege der Wahrheit ganz gelassen wohin er mich auch führet.

Mackl. Ach! Herr Magister! Herr Magister! Ich will ja lieber bleiben wo ich bin, als

mich so weit wagen. Ich werde gar zu unruhig, wenn ich an solche Dinge denke; darum vermeide ich sie, und das thun Sie nur fein auch.

Seb. Wenigstens will ich niemand zureden, hierin weiter zu gehen als ihn seine Neigung führt. Indeß erhellet aus allem diesen so viel, daß wir uns die Unfehlbarkeit in Glaubenssachen nicht zueignen können, und also die Andersdenkenden lieben dürfen, und wenigstens toleriren müssen.

Mackl. Nun ja! toleriren ist auch viel kürzer, als wenn man so viel untersucht. Wir wollen sie, wie Sie ganz recht sagen, lieber toleriren. Doch um wieder aufs Vorige zu kommen, thun Sie mir's immer zu Gefallen, und predigen nicht ferner davon daß man sie lieben müsse. Sehen Sie, wir haben hier in unserer Stadt unsere besondere Verfassung; und dann ists bedenklich, wegen der Neuerung mit den kalvinischen Tuchmachern.

Seb. Sehr gern! Ich habe überhaupt nicht geglaubt, daß die Lehre die ich predigte, so neu wäre daß dadurch Aufsehen erregt werden könnte; ich meinte wahrlich nur eine schon bekannte nützliche Lehre weiter einzuschärfen.

schärfen. Freylich! wenn die Ermahnung, unsere Brüder von andern Konfessionen mehr zu lieben, den Erfolg haben sollte daß man sie mehr haßte; so ists besser ganz davon zu schweigen.

Mackligius gab ihm von ganzem Herzen darin Recht, daß Schweigen hier das beste wäre, und versicherte ihn, er kenne die rechtgläubigen Holsteiner, und wisse gewiß, daß die Ermahnung die Kalviniſten zu lieben bey ihnen nur Haß zuwegebringen werde. Der ehrliche Sebaldus beseufzete eine so unchriſtliche Gemüthsverfassung, und gerieth in das Lob einer wahren christlichen Toleranz, und Mackligius, wohl zufrieden daß er nur den Hauptpunkt wegen des Predigens von ihm erlangt hatte, stimmte ihm in allem bey. Sebaldus fuhr fort: »daß sich die Menschen »über allerhand Meinungen, die doch nicht »ausgemacht wären und auch wohl nicht ausgemacht werden könnten, nicht hassen, sondern sich vielmehr untereinander ertragen »sollten;« und Mackligius sagte Ja! einmal über das andere.

Indem sie in diesem Gespräche begriffen waren, trat ein Jude aus Rendsburg ins

Zimmer, welcher beym Mackligius Geld umzusetzen und sonst zu handeln pflegte. Die beiden Geistlichen hatten sich, durch die schönen Träume von christlicher Toleranz, die Einbildung so erhitzt und das Gemüth in eine so selbstgefällige wohlthätige Lage gebracht, daß sie sich stark genug fühlten dieses Juden Bekehrung zu versuchen. Mackligius bewies ihm mit vielen Gründen, der Messias sey schon gekommen. Der Jude versetzte: Es könne sehr wohl ein Messias gekommen seyn, nur nicht der Messias der Juden, wofür er zum unwiderleglichen Grunde anführte, daß widrigenfalls er, der Jude, ein vornehmer Mann seyn müßte, hingegen Mackligius vielleicht würde alte Kleider kaufen und Zerbster Drittel einwechseln müssen. Sebaldus hielt sich an das himmlische Jerusalem; der Jude aber wollte nur vom irdischen Jerusalem hören, wohin alle Juden in der Welt, wie er gewiß glaubte, noch einst würden versammelt werden. Alle drey wurden sehr hitzig. Endlich brach der Jude kurz ab: »Wenn der Hr »Pastor heute nichts zu handeln habe, wolle »er ein andermal wieder kommen,« und ging

zur Thür hinaus. Mackligius schalt nicht wenig über den blinden und verstockten Juden. Sebaldus saß eine Weile, den Kopf auf den Tisch gestützt; endlich schlug er sich an die Brust und rief aus:

»Ach! er ist ein Mensch wie wir, glaubt »von seiner Meinung überzeugt zu seyn wie »wir, die ihn mit sich zufrieden macht wie »uns die unsrige. Lassen Sie uns, dem barm»herzigen Gott gleich der uns alle erträgt, »unsre Toleranz nicht nur auf alle Christen, »sondern auch auf Juden und alle andere »Nichtchristen ausdehnen!«

Sechster Abschnitt.

Der Vorfall mit dem reformirten Taufzeugen erregte in der Stadt kein geringes Aufsehen. Der Pastor Ehrn Lic. Wulkenkragenius eiferte in den Vormittagspredigten wider einen solchen grundstürzenden Irrthum, und der Archidiakon Ehrn Mackligius, ob er gleich sonst am Streiten keinen Gefallen hatte, war doch genöthigt, da seine Reinigkeit in der Lehre seinen Beichtkindern verdächtig zu

werden anfing, sich in den Nachmittagspredigten zu vertheidigen. Die Erbitterung nahm täglich zu. Das ehrwürdige Ministerium theilte sich in zwey Parteyen, wovon die größere Hälfte wider Mackligius war, und man faßte einen Ministerialschluß, vermittelst dessen sowohl der Archidiakon als der Informator vor dem Konsistorium wegen falscher Lehre verklagt wurden.

Während dieses aufs Tapet kam, starb ein reicher Brauer, welcher mit der ganzen Schule, mit Wachslichtern und Schildern, und mit einer Leichenpredigt begraben ward. Das ganze geistliche Ministerium ging mit zur Leiche. Da war der Propst Ehrn D. Puddewustius, der Pastor Ehrn Buhkvedderius, der Pastor Ehrn Lic. Wulkenkragenius, der Archidiakonus Ehrn Weelsteertius, der Archidiakonus Ehrn Mackligius, der Diakonus Ehrn Mag. Slabörderius und der Diakonus Ehrn Pypsnövenius.

Ehrn Wulkenkragenius hielt eine Leichenpredigt von der Bewahrung der reinen Lehre. Er rühmte den Abscheu welchen der Seligverstorbene beständig vor den kalvi-

nischen Gräueln gehegt habe, so daß die mit Unrecht der Stadt aufgedrungenen Kalvinisten gewiß würden haben verdursten müssen, wenn alle andere Brauer, wie er, dem Eifer für die Rechtgläubigkeit den weltlichen Vortheil nachgesetzt hätten. Nach geendigter Leichenpredigt und verrichteter Beerdigung kamen sie sämmtlich im Trauerhause zur Trauermahlzeit zusammen, wo diese Materie wieder vorgenommen, und die Indifferentisterey daß man reformirte Taufzeugen zuließe sehr bitter gerügt wurde. Ehrn Weelsteertius nahm sich des bedrängten Mackligius an. Der Streit ward sehr heftig; beide Theile schrieen so stark daß keiner den andern verstand; und weil die ministerialische Partey die heftigste und auch die stärkste war, so würde es vielleicht gar zu Thätlichkeiten gekommen seyn, wenn nicht die Minorität, ihrer Schwäche sich bewußt, am Ende der Mahlzeit nach der Hausthüre geeilt wäre. Doch hatte das Gezänk auch auf der Gasse noch kein Ende. Der Pöbel lief zusammen, nahm an dem Streite der geistlichen Herren Antheil, und da, gerade als der Eifer für die Rechtgläubigkeit ange-

zündet war, unglücklicher Weise ein kalvinischer Tuchmacher über die Straße ging, so ward derselbe zur Bestätigung der rechtgläubigen Lehre mit Füßen getreten und ihm ein Auge ausgeschlagen.

Dieser Vorgang, wobey sich die Regierung zu Glückstadt sehr unorthodoxer Weise der Kalvinisten annahm, und dem geistlichen Ministerium mehrere Verträglichkeit und Behutsamkeit empfahl, machte des Mackligius Sache bey seinen Kollegen eben nicht besser. Lic. Wulkenkragenius, ein cholerischer Mann, der nicht verwinden konnte daß ihm von der Obrigkeit, die doch nur aus Layen bestand, so ein trockner Verweis war gegeben worden, arbeitete eifrig daran den guten Mackligius ganz und gar vom Amte abzusetzen. Hierin stand ihm, unter der Hand, Diakon Pypsnövenius nicht wenig bey, als welcher, durch den mächtigen Beystand seines Gönners des Kirchenpropstes D. Puddewustius, in die Archidiakonatsstelle zu rücken dachte. Aber Archidiakon Weelsteertius und Diakon Slaböderius, welche zur Gegenparten gehörten, und überdem von der Vakanz die durch Macki-

gius Absetzung entstanden seyn würde, keinen Vortheil ziehen konnten, wußten ihre Bekanntschaften in vornehmen Häusern wo sie Hofmeister gewesen waren dergestalt zu benutzen, daß aus dem Oberkonsistorialgerichte bloß ein Befehl an Mackligius erging, seinen Informator nie wieder die Kanzel besteigen zu lassen, und sich der Reinigkeit der Lehre wegen mit einem neuen Eide zu verbinden. Diesen leistete er zwar ungesäumt, verlor aber nichtsdestoweniger sein Filial. Denn der Edelmann, der sich für die Reinigkeit der Lehre hätte erstechen lassen, hatte von ihm durch die heimlichen Einblasungen des Diakon Pypsnövenius eine so widrige Meinung bekommen, daß er ihn weiter auf seinem Erbgute nicht dulden wollte. Er verlieh daher seine Filialpfarre dem Landprediger Ehrn Suursnutenius, einem ehrbaren konkordanzfesten Manne, zu nicht geringem Mißvergnügen des Diakons Ehrn Pypsnövenius, welcher, da ihm die Archidiakonatsstelle zu Wasser ward, durch die kräftige Rekommendation des Kirchenpropstes das Filial gewiß nicht zu verfehlen gedachte. Gleichwie man aber leider! mehrere Beyspiele

hat, daß die Kirche der Küche weichen muß; so war auch hier die Rekommendation des Propstes nicht so kräftig als die Rekommendation der Haushälterinn des Edelmanns, welcher Suursnutenius von ihrer Base war empfohlen worden, die da war eine Halbschwester eines Dingvogts, dessen Mutter Gevatterinn war von einem Geschwisterkinde der Frau eines Kammerdieners, dessen gnädige Frau eine Kammerjungfer hatte, welche Beichtkind war eines Predigers in einer andern Stadt, dessen Kinder Ehrn Suursnutenius eine Zeitlang unentgeldlich unterrichtet hatte. Dies verursachte zwischen Ehrn Suursnutenius und Ehrn Pypsnövenius einigen Wortwechsel und nachher nicht geringen Kaltsinn, welches endlich Anlaß gab, daß die gewöhnliche Freytagsversammlung sich ganz und gar zerschlug. Der Himmel weiß, wie es seitdem mit der Kenntniß der neuen Litteraturgeschichte und mit den Bärten der Landprediger in diesem Theile Holsteins beschaffen seyn mag.

Doch mit dem guten Sebaldus war es auf alle Weise noch viel schlechter beschaffen. Da Ehrn Mackligius ihn bloß des Filials

wegen zu sich genommen hatte; so wußte er ihn nunmehr ferner gar nicht zu gebrauchen, sondern dankte ihn unverzüglich ab. In der Stadt wollte niemand einen Mann unter sein Dach nehmen, der die gottlose Irrlehre gepredigt hatte, man müsse alle seine Nebenmenschen lieben, wenn sie auch von anderer Religion wären. Der Kammerjunker, ein Mann von feiner politischer Weisheit, hielt es seinem guten Vernehmen mit verschiedenen Männern die im Lande ansehnliche Ämter bekleideten, nicht zuträglich, einen Heterodoxen zu beschützen. Sebaldus würde also unter freyem Himmel haben verschmachten müssen, wenn nicht der Schiffer dessen Kind in Beyseyn eines reformirten Taufzeugen getauft worden war, ihm freywillig sein Haus angeboten hätte.

Kaum war dies geschehen, so erhielt er von seinem Freunde Hieronymus auf den an ihn geschriebenen Brief eine Antwort, welche seine Betrübniß vollkommen machte. Hieronymus hatte sich bey dem Verwalter nach Marianen erkundigt, und weiter nichts zur Antwort erhalten, als sie sey mit Zurücklas-

sung aller ihrer Sachen, die er für das vom Sebaldus mitgenommene Pferd zurückbehalten habe, entlaufen, niemand wisse wohin.

Diese Nachricht brach dem Sebaldus gänzlich das Herz. Von seinem Sohne hatte er schon seit vielen Jahren keine Nachricht. Seine Tochter war nunmehr auch für ihn verloren, und ihre Aufführung schien seiner unwürdig zu seyn. Er selbst hatte bloß dem Mitleiden ein Obdach zu verdanken, und er sah keine Aussicht wie er sein mühseliges Leben auch nur kümmerlich fortschleppen könnte.

Der Schiffer, dem sein Zustand zu Herzen ging, schlug ihm vor, daß er nach Ostindien gehen solle, der allgemeinen Zuflucht unglücklicher Europäer, und erbot sich ihn nach Amsterdam wohin sein Schiff eben absegelte umsonst mitzunehmen. Dieser Vorschlag ward von dem bekümmerten Sebaldus mit beiden Händen ergriffen, da er nun nichts mehr hatte was ihn in diesem Welttheile zurückhalten konnte. Er nahm schriftlich von Hieronymus, seinem einzigen Freunde, den letzten Abschied, und empfahl ihm seinen Kommentar über die Apokalypse in Verwahrung

zu behalten, bis er aus Ostindien von ihm Nachricht bekäme. Darauf fuhr er mit dem Schiffer nach Brunsbüttel wo dessen Schiff lag. Er stieg an Bord, und in wenig Tagen lichteten sie die Anker, erreichten Cuxhaven, und stachen mit gutem Winde in die See.

Ende des sechsten Buches.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1785207318/phys_0289
DFG


Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1785207318/phys_0294
DFG

ꝛ hätte noch mehr
Aber« (hier hob er
empor) »allgütiges
in Deine Hände.
chen machen wollen,
ꝛt ganz vollkommen
auch nicht, wenn
Himmel obenan zu

r Anstrengung ent-
Luft fehlte ihm, er
noch mit stammeln-
dem Sebaldus die

wenn Gott ein Re-
, so wäre es schon
darin nur ein Ge-

— —

s sagen; aber der
er fing an zu rö-
uchtlosen Versuchen
r; und Sebaldus
ugen zu.

Image Engineering Scan Reference Chart TE263 Serial No.
Patch Reference numbers on UTT
the scale towards document
Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1785207318/phys_0295
DFG